

Christoph Meckel

Christoph Meckel, geboren am 12.6.1935 in Berlin als Sohn des Schriftstellers und Johann-Peter-Hebel-Forschers Eberhard Meckel. In Freiburg i. Br. wuchs Meckel auf, erlebte 1944 die Zerstörung der Stadt. Gymnasium bis Ende Unterprima. Reisen durch Deutschland, Europa, Afrika und Amerika. 1954/55 Grafikstudium an der Kunstakademie Freiburg (Rudolf Dischinger), 1956 an der Kunstakademie München (Richard Seewald); Begegnung mit Wilhelm Unverhau, erste Gedichte veröffentlicht; 1959 erster Grafikband; 1960 bibliophile Ausgaben in der Eremiten-Presse von V.O. Stomps, später auch in der Friedenauer Presse, Neue Rabenpresse, bei Siebrasse und im Anabis Verlag Berlin. Lebte lange Zeit teils im südbadischen Oetlingen im Markgräflerland, teils in Berlin, auf Korsika, in Südfrankreich (Suzette, Remuzat), wieder in Berlin und in der Toskana. Gastprofessuren in den USA; im WS 1988/89 Frankfurter Poetikdozentur. Zahlreiche Einzelausstellungen in der Bundesrepublik, Europa, Teheran, Afrika, USA. Austritt aus dem PEN-Zentrum der Bundesrepublik Deutschland und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt. Meckel lebte zuletzt in Freiburg i.Br., wo er am 29. 1. 2020 starb.

* 12. Juni 1935

† 29. Januar 2020

von Herbert Glossner

Preise

Preise: Kurt-Tucholsky-Preis der Zeitschrift „Studentenkurier“ für das beste zeitbezogene Chanson (1958), für „Chanson von den Helden in kommender Zeit“; Förderpreis des Immermann-Preises (1959); Förderpreis des Julius-Campe-Preises (1961); Villa-Massimo-Stipendium (1962); Förderpreis für Literatur des Großen Kunstpreises des Landes Niedersachsen (1962); Preis „Junge Generation“ zum Kunstpreis Berlin (1966); Preis der Heinrich-Zille-Stiftung für sozialkritische Graphik (1970); Kurzgeschichtenpreis Internationales Autorencolloquium Hamm/Neheim-Hüsten/Iserlohn/Soest (1971); Preis „Der erste Roman“ (1973), für „Bockshorn“; Reinhold-Schneider-Preis (1974); Rainer-Maria-Rilke-Preis für Lyrik (1978); Arbeitsstipendium des Landes Baden-Württemberg (1980); Literaturpreis der Freien Hansestadt Bremen (1981); Ernst-Meister-Preis (1981); Georg-Trakl-Preis (1982); Kasseler Literaturpreis für grotesken Humor (1993); Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung Weimar (1998); Joseph-Breitbach-Preis (2003) zusammen mit Herta Müller und Harald Weinrich; Schiller-Ring (2005); International Literary Award Novi Sad (Serbien) (2006); Rainer-Malkowski-Preis (2012, zusammen mit Lutz Seiler); Hölty-Preis für Lyrik (2016); Johann-Peter-Huchel-Preis (2018); Wiesbadener Lyrikpreis Orphil (2018); Antiquariats-Preis (2020).

„(...) ist er nun Zeichner oder Dichter, das eine mehr, das andere auch, oder beides zur Hälfte?“ fragt Christoph Meckel in seiner „Totenrede“ für Günter Bruno Fuchs. Er selbst musste sich diese Frage immer wieder gefallen lassen, doch hat er sie schon beantwortet, in ärgerlicher Replik auf einen Klappentextvorschlag zu seiner „Werkauswahl“, in der ersten Auflage eben dort als Klappentext zu lesen: „*Von der Grafik kommend*: völlig falsche Behauptung. Ich habe von Anfang an Grafik und Literatur gleichzeitig gemacht.“ So ließen sich auch seitenlang die mannigfachen Korrespondenzen von Meckels grafischem Werk – das in selbstständigen Zyklen, in Einzelblättern zu eigenen Texten und Arbeiten anderer Autoren vorliegt – mit seiner Lyrik, Prosa und Essayistik aufführen; am augenfälligsten darin der ‚Fisch‘: Der erste große Grafik-Zyklus, laut Meckel „in der Bildersprache geschrieben“, erzählt die Geschichte von „Moël“ und seinem Fisch (1959). Eines der ersten veröffentlichten Gedichte heißt: „Goldfisch“:

Seit ich den Mond und das Wasser liebe,
lebt ein Goldfisch in meinem Haar,
(...)
Ich werde ihn weitertragen,
bis seine Schuppen bröckeln,
bis er schwarz wird
und tot in eine graue Pfütze fällt.

Die Fantasie nistet sich in der Wirklichkeit ein, aber dort ist sie gefährdet, bedroht „durch unsere Gesellschaft“ (Uwe-Michael Gutzschhahn).

Auch Moël geht sein Fisch verloren, aber zum Schluss träumt er wieder von ihm. Und so zauberhaft anrührend diese Bildergeschichte sich liest – sie handelt ebenso von Krieg, Folter und Flucht, freilich auch von Zuwendung und Trost. Solche Ambivalenz steckt in Moëls großem Hut, der ganz auf den Schultern sitzt und den Kopf nicht sehen lässt, bergend und verbergend zugleich; und sie zieht sich, Veränderungen unterworfen, durch Meckels gesamtes Werk.

Meckel arbeitet, überquellend von den großen Bildern dieser Welt, der Schönheit ihrer Sommer und Winde, Savannen und Wälder und des Meers, von Tag- und Jahreszeiten, dem Geschmack der Liebe und des Weins, erfüllt und sehnsüchtig vom Licht. Warum er schreibt? „Weil ich Gerümpel wegschaffen, Trugbilder einreißen und an ihre Stelle das Lied vom Ungenügen setzen will, das Lied von der Unruhe, vom Zorn und von den Verwüstungen durch die Zeit.“ Nur so ist das Nebeneinander von Paradies und Babylon, des oft märchenhaft-scurrilen, grotesken, stets poetischen literarischen Werks und der harten Bilder zum „Krieg“, zum „Turm“-Bau, zur „Erklärung der Menschenrechte“ möglich, wie sie auch in dem 1982 veröffentlichten Grafik-Zyklus „Anabasis“, mit 88 Radierungen aus dem Jahr 1963, wieder bestürzend nah kommen, laut „Vorbemerkung“ sich als Teil einer gezeichneten „Weltkomödie“ den anderen Bänden anfügend, einer ‚Commedia‘ in wahrhaft danteschem Sinne. Nur so erschließt sich das Nebeneinander der Farbexplosionen in den „Amüsierpapieren“ und so aggressiver Zeilen vom Foltern wie in „Kleiner Essigschwamm“:

Atmen willst du? So, du willst atmen. Das ist verständlich.
Leben willst du, wer möchte schon sterben.
Leben sollst du, aber langsam, langsam.
Du kriegst noch was mit; wir sind keine Ganoven.
(...)
Sie stellten ihn auf die Beine und schraubten ihn fest
(...)
sie schmissen ihn öfter mal gegen die Wand.
(...)
sie schnitten ihm oft mal was raus
und sie setzten ihm oft mal was ein
da war ihm die Sonne allmählich egal (...)

Aber es ist ja kein Nebeneinander, sondern ein Ineinander. Für Meckel gehören Kritisch-Sein, Denken und Fühlen zusammen, der Kontrast zwischen Gefühl und Verstand ist, wie er sagt, ein deutsches Problem (aber nicht seines). Er setzt auf die „totale Mitteilung“ – was für ihn heißt: das Unmögliche unternehmen –, die zu tun hat mit „totaler Erfahrung“. Sie gewinnt er aus einem vagabundierenden Leben – Landstreicher, Weltenfahrer, Tippelbrüder, „Roadrunners“, Tramps, Vagabunden bevölkern sein Werk, das die Eindrücke des Markgräflerlands und der Großstadt Berlin wie die seiner Reisen reflektiert: in vielen Gedichten, in teilweise autobiographischer Prosa wie „Vagabondage“ oder „Dunkler Sommer und Musikantenknochen“, in stärker noch verschlüsselten Gestalten wie etwa „Moël“ oder „Jul Miller, der rastlos Reisende“ („Im Land der Umbramauten“ – „Anstelle eines Nachworts“), wie „Drusch, der glückliche Magier“ oder „Tullipan“. Das Thema bestimmt den (ersten) Roman „Bockshorn“ und, deutlich aus eigener schmerzlicher Erfahrung entstanden, die Erzählung „Licht“. Oder im Gedicht: „Verschiedene Tätigkeiten übte ich aus/in letzter Zeit (...)/und mancherlei zu tun/ hab ich mir vorbehalten.“

Eine ständige Spannung zwischen Erfindung und Erfahrung, Phantasie und Realität macht dieses Werk so farbig und facettenreich, „zugleich undeutbar und endlos interpretierbar“ (Gregor-Dellin), kurz „tausendundeindeutig“ (Meckel) – andererseits werden wegen zahlloser motivischer Wiederholungen einzelne Wegstationen von der Kritik harsch abgeurteilt. Da ist er bald ein „Klassiker“ deutschsprachiger Lyrik, ein „Tausendsassa“ oder „sinnreicher Phantast“, bald ein „literarischer Kurzstreckenläufer“, er schreibe „Verse, wie von Chagall gemalt“, von seinem „Versagen als Satiriker“ ist die Rede, von „degoutant“ und „geschmäcklerisch“, „keine Entwicklung, vielmehr ein Zurückkommen auf bestimmte Situationen und Ausdrucksformen, auf bestimmtes Milieu, auf bestimmte Menschen“ (Karl Krolow). Seit 1979/80 ist eine wachsende Wertschätzung Meckels zu beobachten, die sich auch in einer Folge namhafter Literaturpreise, regelmäßig erscheinenden Taschenbuchausgaben und in Kinderbuchrezensionen des Autors für „Die Zeit“ zeigt.

„Christoph Meckels Erfindungen“ (so nannte Wulf Segebrecht 1966 einen schlüssigen Essay) bauen in der Prosa zunächst ein „Anti-Utopia“ (Woodruff/ Gutzschhahn) auf, spiegelnde Gegen-Bilder unserer Welt.

Das „Manifest der Toten“ schildert in 30 Abschnitten einen Bereich, in dem das Agieren und Denken weitergeht. Die Toten haben „Ausblick und Überblick über

den Betrieb der Welt“, sehnen sich danach, haben „Träume“ von einer rettenden „Prinzessin aus dem Grab der Nacht“. Und: „Fassungslos sehen die Toten den Totenherstellern zu“ – auf der Erde, durch Krieg, Folter, Morden. Sie versuchen einen Ausbruch aus ihrem Raum, vergeblich. „Vielleicht – geht ein Gerücht –“ ist es einzelnen gelungen. „Aber davon wurde nichts bekannt.“

Ganz ähnlich, in knappen Sätzen und einem magisch fesselnden, historischen Präsens, wieder mit „offenem Schluß“ (Gutzschhahn), erzählt Meckel, wie es „Im Land der Umbramauten“ zugeht:

Dieses Land, beschrieben fast wie von Swifts Gulliver, „ist zwischen dem Tagland und dem Nachtländchen gelegen als eine Weltmacht der Dämmerung, die sich gegen die Grenzen des Nachtländchens hin ein wenig verdunkelt und in Richtung des Taglandes um ein geringes erhellt“. Ein Klassenstaat, es gibt „Mächtige“ (auch „Persönlichkeiten“) mit ihren Lastträgern, „Geschöpfe“ mit Laternen, in Koffern eifersüchtig schäbigen Besitz bewahrend, „Kreaturen“, „Wesen“ und – „Grund der großen Ängste“ – die Hunde. Dort gibt es Verhöre, Mißhandlungen, aber auch Sambai-Sambai, den begehrten Märchenerzähler! Seltsame Begebenheiten, sinnlos, kaum verständlich, eine unermüdlich hingegenommene Langeweile.

Vor allem in der Figur des Herrn Ucht („Im Land der Umbramauten“ – „Anstelle eines Vorworts“) hatte Meckel die „Verantwortung des Künstlers gegenüber seinem Werk (...) in ein sinnreiches Bild gebracht: jede Leichtfertigkeit im Erfinden kommt Herrn Ucht teuer zu stehen (...) Jede Willkür in Dingen der Kunst wird damit als eine Gefahr für die Kunst dargestellt“ (Segebrecht).

In der Erzählung „Tullipan“ macht Meckel ernst damit: „O Tullipan! (...) Ich hatte nicht damit gerechnet, daß du je aus meinem Kopfe springen könntest.“ Tullipan, Gedankengeschöpf des Autors, ist auf einmal da, lebt mit ihm im Haus am Meer zusammen, nimmt „Züge eines Traumbildes meiner selbst“ an und bringt den Ich-Erzähler mit unbefangenen Fragen und Taten in große Verlegenheiten, gewinnt ihn aber ganz und gar. Eine urtümliche Gestalt, die an Pan, Shakespeares Caliban, entfernt auch an Brechts „Baal“, einen „freundlichen“, erinnert, ein Anstößiger, liebenswert. Dann verschwindet Tullipan, und viel später erst versucht der Autor, seine Gestalt endgültig (wirklich endgültig?) festzuhalten.

Hier wird eines der faszinierendsten Momente in Meckels Kunst deutlich: Er lädt zur Identifikation ein, weil er sich selbst ganz dem Leser (bzw. Betrachter) preisgibt. „Autobiographisch“ deckt das bei weitem nicht ab, wenn er etwa zu „Moël“ als Motto Walt Whitman zitiert: „When I give, I give myself.“ Seine Landschafts- und Naturbeschreibungen, auch Dialoge, ob in Gedichten oder Erzählungen, wecken Assoziationen an Selbstgesehenes, beschwören Stimmungen, die selbst erlebt sind oder sein könnten. Seine Kinder-„Geschichte der Geschichten“ ist ein besonders schönes Beispiel dafür, auch akustisch in dem Traum-Hörspiel „Der Wind, der dich weckt, der Wind im Garten“ verarbeitet, wie optisch die „Amüsierpapiere“ derart identifikatorische Blätter sind.

„Amüsierpapiere oder Bilder aus Phantassus' Bauchladen“ – das weist ebenso auf Ludwig Tiecks romantische Märchensammlung „Phantassus“ und den

Gedichtzyklus von Arno Holz gleichen Titels hin wie auf die antike Mythengestalt, Sohn des Schlafes. Der „Feuerwerker“ kommt da wieder, der schon zuvor sich in den „Noticen des Feuerwerkers Christopher Magalan“ in spitzer Parodie auf wissenschaftlichen Betrieb koboldisch getummelt hatte. Nicht nur „Magalan“ klingt an Tiecks „schöne Magelone“ (aus dem „Phantasmus“) an – sie erscheint öfter bei Meckel –, auch „Christopher“ und der Schreiber der Einführung, „C. E. McKell“, identifizieren den Autor.

Was der Feuerwerker spielerisch, amüsierend eben, in die Luft befördert, sind Fragmente, Bruchstücke, die auch sonst allenthalben Meckels Bilderwelten beleben. „Schwarze Weltwundertüte von Stückwerk“ sagt er in seiner Rede „Über das Fragmentarische“, Kindheit erinnernd. Märchen und Mythen der Kindheit fließen in die Lyrik ein („Ballade von den großen Stunden der Kindheit“, „Ballade von den Indianersommern der Kindheit“), in genau erzählender Prosa hielt Meckel den Brand Freiburgs im Jahre 1944 fest oder seine frühen Annäherungen an Lektüre („Die Freiheit der Bücher“). Wiederum Kindheit, aber nun seismographisch den Zustand dieser Welt anzeigend, macht das liebenswerte Dunkel des Romans „Bockshorn“ aus, für Monika Sperr „eines der schönsten, traurigsten und wichtigsten Bücher, die je zu diesem Thema geschrieben worden sind“.

Mick, 14, und Sauly, 10, zwei Gefährten der Straße, sehen den „Weltbetrieb“ mit Kinder-Blick, ganz und gar nicht ‚unschuldig‘, vielmehr in Kenntnis, aber ohne Verständnis des komplizierten Fortschritts, der keinen Platz für sie hat. Ob sie zu Saulys Onkel sollen? Zu sonst wem? Aber sie wissen: „Jemand muß UNS sympathisch finden (...)“ Da geraten sie an den Vertreter Landolfi, der ihnen weismacht, mit Schutzengeln – Engel sind einer der ‚roten Fäden‘ bei Meckel! – zu handeln und Saulys Schutzengel weggenommen, weiterverkauft zu haben. Nun bekommt ihre Wanderschaft ein Ziel, Sauly muß seinen Schutzengel wiederhaben. Das gerät zur verzweifelten Suche, die für Sauly tödlich endet. Aber der Epilog hebt den traurig-trotzigen Schluß auf, dreideutig: nimmt ihn auf, macht ihn rückgängig und bewahrt ihn zugleich. Sauly hat seinen Schutzengel wieder, darum kann Mick ihn alleinlassen. Wirklich? „Bleib doch da, wo willst du denn hin! Wo bist du!/Mick, wo bist du!/Mick!“ – ein Schluß wie bei Wolfgang Borchert. „Es muß doch mehr als das nackte Leben sein, stehende Redensart“, heißt es einmal in dem schnodderigen Ton der Jungen.

„Kranich“, die Titelgeschichte des im gleichen Jahr erschienenen Erzählbandes (mit bedrückenden Masken-Bildern versehen), spielt im gleichen, im Landfahremilieu, unter Erwachsenen, ebenfalls mit einem Totschlag zum Schluß. Anhand einiger Schlüsselstellen bei Meckel wäre einmal zu untersuchen, wie das Bild des Kranichs (auch in Bobrowskis „Schattenland Ströme“ zitiert) Gott assoziiert, innerhalb einer oft harten, herausfordernden Auseinandersetzung des Autors mit dem „Licht der Welt“, dem „unbeschäftigten“, dem „lieben Gott“, der „hat Siebenmeilenstiefel an/und übergeht die Jahre, in denen ich lebe“, mit einem Schöpfer, dessen Schöpfung als „Trockenlegung eines Sumpfes“ geschildert wird; das Gedicht schließt: „In Gestalt eines Kranichs/hielt er sich in Schweben.“ So schwebt der große Vogel im Graphik-Zyklus „Das Meer“ über den Wassern, am Anfang und am Ende.

Die Gedichte des ersten Jahrzehnts, „in der Tradition der expressionistischen Anthologie *Menschheitsdämmerung*“ (Christa Reinig), enthalten schon viel

zögernde Ambivalenz entgegen. 1982, zwei Jahre nach dem frühen Tod Törnes, fügt er „Fortsetzung und Ende des Gesprächs“ hinzu: „Der Tote kann mir keine Antwort geben./Aus seinen Sätzen schreit der Widerhall:/Bringt nicht die Erde, bringt die Macht zu Fall!/Ich weiß von ihm nichts anderes als Leben.“ Und schließlich: „Wir beißen weiter – in ein Brot aus Blei.“

Leben und Tod sind in diesem lyrischen Werk gegenwärtig. In den Gedichten der „Nebelhörner“ etwa Töne des frühen Brecht wie in der „Hauspostille“ (Meckel hat Graphiken dazu gemacht). „Wirklich, man sollte versuchen, freundlich zu sein“, heißt es in den „Begebenheiten“ („Im Land der Umbramauten“). Wulf Segebrecht verweist hier auf die Einleitung zu „Moël“, der „einen Mann das Lied von der Freundlichkeit der Welt“ hat singen hören, „das hat Moël nicht mehr vergessen können“.

„Eine ferne Freundlichkeit“ zieht Henri, den Tagebuchschreiber, an der „Gestalt am Ende des Grundstücks“ in dem gleichnamigen Prosaband an, der er schließlich folgt, aus dem Komfort in die Kühle, doch offenbar Freiheit – das Aussteigermotiv über-wirklich und eben doch realistisch variiert.

Bertolt Brecht singt das gallige Lied von Geburt und Sterben, „Von der Freundlichkeit der Welt“, in der „Hauspostille“, und das klingt noch 1978 nach, wenn Meckel, im Juni geboren, schreibt:

„Das wußte er schon, als er rausgestoßen wurde in diesen einmaligen Tag./Seine Chance war vorbei an einem Morgen im Juni/als er ihre Leute sah und wußte: das kann nicht gut gehn/mit ihnen und ihm, der Verteilung von Macht und Revolte./Das wußte er schon, bevor seine Augen geöffnet wurden für diese Art von Komödie./Geboren zu werden, auf den Tod genau (...)“

Dennoch schreibt er ein „Gedicht auf der einzig möglichen Seite des Todes“ – des Lebens und der Hoffnung. Übrigens: „Flaschenpost für eine Sintflut“, aus den 50er Jahren, wendet einen Begriff auf das Überleben an, den Brecht am 5.4.42 in seinem – 1973 veröffentlichten – „Arbeitsjournal“ über sein Schreiben im Exil notiert: „solche Lyrik ist flaschenpost“!

Ein Gedicht Baratynskis, des russischen Dichters, dem Meckel 1981 eine „Nachricht“ widmet, gibt Mandelstam „das Gefühl, eine Flaschenpost gefunden zu haben“. Und „Der wahre Muftoni“, in der auf „Nachricht für Baratynski“ folgenden Erzählung, will sich in eine Flasche verschließen, ins Meer werfen lassen – und wiederkommen!

In beiden neueren Texten hat das dialektische Tod-Leben-Motiv eine Schlüsselstellung: „Nachricht für Baratynski“ mündet in eine grandios gezeichnete Horror-Vision vom „Großen Bezirk“, in dem mit technologischer Perfektion das weltweit geltende „Gesetz zur Erhaltung der Toten“ praktiziert wird. Muftoni aber ist ein ins Leben entlaufener Toter, einer, der „den Rummel kennt“, und auf fünf Seiten erzählt er von der Ebene des Totenlandes, „ein Mittelding zwischen Sahara und Glaspalast“. „Ein roter Faden“ schließlich, Gesammelte Erzählungen aus 20 Jahren, macht in der Bündelung erst recht deutlich, wie häufig der Tod und die Toten dabei sind, bis hin zu den darin erstveröffentlichten „Provinzen“: In Fat Tuwin werden die Toten „ins Museum geschafft“, wie es im „Manifest der Toten“ und in „Nachricht für Baratynski“ Ausstellungen von Toten gibt.

Eine extrem persönliche Formulierung – „(nach Robinson Jeffers)“ – findet das Todesmotiv im letzten Text des Gedichtbandes „Säure“:

Manchmal nachts, am Fenster, wenn das Gebirge
sich im Sturm verschob und die Pappeln dröhnten
sah ich ihn kommen, ungefähr, einzeln, und er
erkannte mein Haus und verschwand im Westen.
Aber einmal, wenn ich es nicht erwarte, wenn ich
verdammst nicht auf ihn warte, kommt er
in der normalen Nacht, mit Steinen,
schmeißt das Fenster ein und nichts mehr hilft mir
wenn er ruft: ich hab dich, Meckel!

Diese Gedichte wie die Erzählung „Licht“ kreisen um ein und dasselbe Thema, um eine Frau, Julia, die bereits kurz in den gespenstischen „Hinweisen für den Gast des Hauses“ (1971) auftaucht, auch in „Tunifers Erinnerungen“ (in „Kranich“: „Tunifers Erinnerungen, also meine.“), deren allmählicher Verlust bis zu ihrem (selbstgewählten?) Unfalltod wortreich erinnert wird in der Erzählung „Licht“:

Der Ich-Erzähler findet den Fetzen eines Liebesbriefes, der offensichtlich nicht an ihn gerichtet ist; mit diesem Wissen, das er Dole (so ihr Kosename) nicht mitteilt, lebt er nun, mißtrauisch, beobachtend, leidend, ständig glücklichere Zeiten erinnernd; ein einziger gebrochener Liebeshymnus. In sachlichen Briefen erfährt er zum Schluß, von Mr. Hopkins, ihrem Geliebten offenbar, und dessen Sekretärin, daß Julia auf Sizilien ums Leben gekommen ist. Ein Zitat, aus einem ihrer Liebesbillette, steht als Schlußmotto: „Warum bist du nicht zu mir gekommen? Wollten wir nicht zusammen Wein trinken gehn? Ich lade dich ein in meine Wohnung, heute Abend oder in sieben Jahren. Wirst du kommen? Licht und Geheimnis!“

Im „Liebesgedicht“, Meckel hat es später mit dem Sturz des Ikarus und seiner Geliebten graphisch begleitet, ist LICHT groß geschrieben, eine oft gebrauchte Metapher, die zum Synonym mit „Sommer“ und „Liebe“ (Gutzschhahn) wird. „Der Sommer war zu hell für die Stadt, die Stadt war zu eng und zu rauchig für soviel Licht und wir stellten uns vor, wie die Landschaft im Juni war, das Meer, die Obstbaumgärten, ein Picknick im Gras“ („Licht“).

Diese Erzählung ist von der Kritik ganz überwiegend negativ aufgenommen worden, gleichsam als Meckels nicht würdig. Und in der Tat: Die Welt der Schickeria, in der sich die beiden Journalisten zwischen Mailand, Amsterdam und New York bewegen, die Attribute der Stuyvesant-Generation und phrasenhafte Wendungen („ich möchte nicht ohne Aufbruch und Abschied leben“) sind manchmal so schwer zu ertragen, wie andererseits Meckels außerordentliche persönliche Betroffenheit sich dem Leser bestürzend mitteilt. „Vertrauen, der gemeinsame Löwenanteil“, das greift zurück auf das Hörspiel „Eine Seite aus dem Paradiesbuch“ („Ich habe den Traum ins Recht gesetzt (...“), das ist durchaus der poetisch reflektierende Christoph Meckel. Doch auch die Natur und gemeinsame Vergangenheit beschwörenden Bilder drehen sich im Kreis. „Keine Erzählung, sondern Gedichte unterm Bügeleisen“ (Rolf Michaelis) – das Urteil ist dennoch zu einseitig für Meckels ersten realistisch erzählenden Text dieses Umfangs (der wohl auch der erste Meckel-Band ohne jede graphische Mitwirkung des Autors ist).

Die Gedichte, fixiert auf eben dieses Erlebnis, verlieren nicht weniger oft die Balance zwischen Empfindung und Mittelbarkeit, ein Spiel oft mit Namen und Orten, Versuche, die übermächtige Erinnerung zu bannen, mit der er allein blieb:

Über dich in Kälte ein Wort zu setzen
das dich auslöscht und deine Haut für immer
zu einem Stoff macht, den kein Erinnern festhält!
Aber ich habe das Eis nicht, deine Gestalt
einzufrieren in meinem Gedächtnis (...)

Sommer und Licht, Kirschbaum, Wind und Meer – alle Bilder sind wieder da, konzentriert auf die Anrede an Julia, auch wenn sie nicht immer genannt ist. Darunter auch solch saloppe Trauer:

Im Vorgarten Eden blühen wieder die Malven.
Mach dir nichts draus
das gehört zu den schönen Sachen.
Aber die Nacht und unsre Gesichter im Dunkeln
zusammenstossend in einem Kuss!

Das „Licht“ aufgelöst in „Säure“, Befreiungsversuche des Lyrikers, der kurz nach dieser Erzählung die überaus dichte, bewegende „Erinnerung an Johannes Bobrowski“ veröffentlichte (mit drei bestechenden Veduten),

aufgeschrieben zwölf Jahre nach Bobrowskis Tod – „50 Seiten sorgfältig erwogener Prosa, (...) ein später Freundschaftsdienst auf der Suche nach der verlorenen Gerechtigkeit“ (Arnim Juhre). Bobrowski, „aus dem Schlamassel der Seele heraus, ein angewandter und beständiger Christ“ (Meckel).

Hier trifft Meckel einen Ton, der schon 1969 das „Gedicht für meinen Vater“ so wichtig machte, „einige seiner stärksten Verse überhaupt“, das Urteil Hilde Domins gilt bis heute. Das war im Todesjahr des Vaters Eberhard Meckel, der ein Jahrzehnt später sich im „Suchbild“ des Sohnes von neuem zeigt, in einer neuen, unerwarteten Sicht.

„Ich hatte nicht die Absicht, mich mit meinem Vater zu beschäftigen. Über ihn zu schreiben schien mir nicht nötig. Der Fall, ein Privatfall, war abgeschlossen. Ich hätte Erinnerungen an ihn notiert, ohne die Absicht, etwas daraus zu machen. Ich hätte vermutlich nicht länger an ihn gedacht. Neun Jahre nach seinem Tod kommt er wieder zurück und zeigt sein Profil. Seit ich seine Kriegstagebücher las, kann ich den Fall nicht auf sich beruhen lassen; er ist nicht länger privat. Ich entdeckte die Notizen eines Menschen, den ich nicht kannte. Diesen Menschen zu kennen war nicht möglich, ihn für möglich zu halten – unzumutbar.“

„Suchbild. Über meinen Vater“ ist eines in einer Reihe von Vaterbüchern der endsiebziger Jahre. Die Kritik hob es nicht nur als Meckels „bisher stärkstes“ (Horst Krüger), sondern überwiegend auch als sprachlich konzentrierteste, literarisch wichtigste Werk dieser Gattung hervor. Doch läßt gerade dieses so persönliche Thema, je nach der Befindlichkeit des Lesers, sehr gegensätzliche Urteile zu. Während etwa Franz Schonauer im Norddeutschen Rundfunk ein Buch zum Lesen empfahl, „dem es, bis in die Diktion, an Güte und Verständnis

mangelt, dem jenes Zögern fehlt, das auf Betroffenheit schließen läßt und auf Scham“, konstatierte Jürgen P. Wallmann im Süddeutschen Rundfunk: „Dies ist ein schmerzendes, ein trauriges Buch, geschrieben ohne Haß, aber auch ohne Nachsicht, allenfalls mit ein wenig Mitleid, kühl, gerecht, mit Scharfblick und aus intimer Kenntnis zeichnet Christoph Meckel hier ein deutsches Leben, das nicht untypisch gewesen sein dürfte“.

„Suchbild“ ist in der genauen Beschreibung individuellen Erinnerns die Charakteristik einer Epoche: „Seine Zerbrochenheit quälte die Kinder (sie wußten noch nicht, daß diese Vaterschaft – der entthronte, hilflos gewordene Despot – bezeichnend war für die ganze Generation).“ Mit Eberhard Meckel, dem Lyriker, dem Berliner Gefährten von Peter Huchel und Günter Eich, dem Hebel-Forscher, der aus dem Alemannischen stammt und in Freiburg geistig-bodenständige Heimat hat, wird eine Gestalt der Literatur Gegenstand der Vatersuche. Der erste Satz fängt den Leser ein: „Ich behalte das Glück der ersten Erinnerung“. Berlin und die südbadische Landschaft werden nachgezeichnet. Dann verdunkelt sich das Bild, im Rückblick, zusehends. Der Vater wird Soldat, in Polen, wird befördert, schreibt Gedichte, findet Spaß am Kommandieren. „Die schöngeistig dünne Schale wurde brüchig. Die Verrohung des Offiziers nahm weiter zu. Zum Vorschein kam der Chauvinismus des gehobenen Untertans. Er hatte vergessen, wer er am Anfang war, er gewann einen Wettbewerb für Soldatenlyrik.“ Schwerverwundet kommt er aus der Gefangenschaft ins vertraute Freiburg, von einer „Hirnverletzung“ darf nicht gesprochen werden. Er schreibt fürs lokale Feuilleton, hat viel Zeit, zuviel für die Familie. Der Sohn registriert die Defizite. Christophs lyrische und graphische Arbeiten lehnt der Vater zunächst ab, sie bedrohen ihn, schließlich resigniert er: „Du schreibst die Gedichte, die ich schreiben wollte“. Und dann: „er dämmerte ohne Wut aus dem Leben hinaus.“

Christoph Meckel schreibt dies in einer klaren, reportierenden Prosa, unverwechselbar auch in den poetischen Brechungen, im wortspielenden Spott. Seine Mutter hat bald darauf ihre Tagebuchauszüge 1944–1947 veröffentlicht, ebenfalls in einer erstaunlich genauen Sprache, wertvolle Zeitskizzen im geteilten Deutschland. Und sie stellt es, ganz zurückhaltend, dem Leser anheim, darin „eine Hinzufügung zu dem vorletzten Buch meines Sohnes Christoph, dem ‚Suchbild‘ über seinen Vater, zu erkennen“.

Wie schwer ihm dieses „Suchbild“ fiel, ist nicht nur aus einem Motto von Günter Eich zu lesen („Die Scham, daß der Überlebende recht hat / enthoben der Entscheidung / und mit dem Hochmut des Urteils!“), es bestimmt das ganze Buch, und es sucht sich seinen Schluß in der „Nachgeschichte“ zum „Suchbild“, die die Kritik auffallend ratlos gemacht hat.

„Als mein Vater klein war (also drei Jahre und hundert Tage alt) (...)“ beginnt dieses Märchen. Ein Ballon mit einer Gondel kommt, darin steht der Kapitän, Vater und Kapitän packen alles, alles mit Hilfe eines Verkleinerungsklapses in die Gondel, am Schluß sich selbst und die Welt dazu. Es bleibt: „Nichts als Gondel.“

Eine Weltschöpfung in umgekehrter Richtung, Meckels Graphik in Worten, Sprachpurzelbäume – lyrische Ausflucht des trauernden Chronisten? Eher, in parabolischer Form, eine vertrackte Spiegelung der Meckelschen Welterfindung. Denn er hat sich ja all diese Fragmente wieder aus der Gondel

geholt, die Welt als seine Welt (wieder) zusammengesetzt, leuchtend berstende Bilder aus „Phantasmus' Bauchladen“ und Magalans Feuerwerkerei.

Etwa zur gleichen Zeit erschien, wie eine graphisch befreiende Grotteske, „das Dings da“, ein Wort- und Bildpoem von einem Zeichen-Wesen, einem allgegenwärtigen Stehaufmännchen mit Knopfgesicht und vielfach verummmt, das Dietrich Segebrecht als Nachfahren des „bucklicht' Männleins“ sieht, dem wiederum Meckel bereits 1965, freilich ganz anders, nahe an der Bilderwelt seiner großen Grafik-Zyklen, in dreizehn 1981 veröffentlichten Radierungen Gestalt gegeben hat.

Wie das Satyrspiel im antiken Theater den Tragödien folgte, so kontrapunktiert Meckel das „Suchbild“ mit dem „Dings da“ und Baratynski mit Muftoni.

Überhaupt kontrapunktiert die graphische Tätigkeit beständig die literarische, ganz unabhängig davon, wann daraus etwas publiziert wird. (Ausstellungen haben daneben ihren eigenen Rhythmus.) Genauere Auskunft gab Meckel in seinem „Bericht zur Entstehung einer Weltkomödie“, der autobiographische, zugleich Zeitgeschichte festhaltende Aufzeichnungen von 1957 (Berlin) bis 1984 (Remuzat) und eine Übersicht über die Abfolge der radierten Zyklen, Serien, Triptychen und sonstigen Formen enthält.

Die achtziger Jahre sind offenkundig Jahre des Sammelns und Sichtens, des Abrundens und Bilanzierens – durch ihn selbst und andere –, so vorläufig das immer sein wird. „Eine Weltkomödie kann nicht beendet werden, sie kann nur fortgesetzt und erneuert werden“, heißt es im „Bericht“. Aber nach dem Band „Ausgewählte Gedichte 1955–1978“ wurde 1981 die „Werkauswahl“ von 1971 neu aufgelegt. Es folgten 1983 die „Gesammelten Erzählungen“ mit 13 erstmals veröffentlichten unter insgesamt 55 Texten, „Ein roter Faden“. Neben dem „Bericht“ erschienen Kunst- und Katalogbände mit Arbeiten bis in die sechziger Jahre zurück, die plötzlich die Farbe, zuvor fast nur aus den „Amüsierpapieren“ bekannt, in helles Licht rückten. „Die Öffentlichkeit, soweit sie vorhanden war, ließ sich mit Graphik und Literatur betrügen“, gibt der Zeichner 1987 preis, „– ich blieb mit der Farbe glücklich im Hintergrund (...). Eine herrliche Freistatt, mein Privatbesitz (...).“

1985 kam das Poem „Jasnandos Nachtlid“, auch dies ein ‚work in progress‘ seit 1969, als Privatdruck heraus, vollendet jetzt und von zuletzt zehn auf 26 nun nicht mehr nummerierte Gedichte angewachsen. Der Lyrikband „Souterrain“ wurde 1984 als „der zweite Teil einer Trilogie ‚Die Komödien der Hölle‘“ (nach „Säure“) vorgestellt, die 1987 mit „Anzahlung auf ein Glas Wasser“ abgeschlossen wurde. „Das Buch Jubal“, ein Gedicht-Zyklus mit Schwarzweiß-Graphiken aus demselben Jahr, gab noch nicht zu erkennen, daß 1989 „Das Buch Shiralee“ als „der zweite und abschließende Teil des Buches Jubal“, nun mit farbiger Graphik, folgen würde. 1988 brachten „100 Gedichte“ und „Pferdefuß“, 21 Gedichte mit 15 neuen Zeichnungen für Jugendliche, eine weitere Zusammenschau des lyrischen Œuvres.

Dazwischen liegt, sieht man vom „Bericht“ ab, das einzige reine Prosastück nach „Der wahre Muftoni“, dessen Titel keine weitere Gattungsbezeichnung braucht: „Plunder“.

Mit hohem Vergnügen (bei Autor und Leser) wird „Plunder, das Kinderwort“ (auch autobiographisch) abgehört, ausgeleuchtet, gedreht und gewendet, daß es seine Reime und Reize spielen läßt, neue Wortgebilde und überraschenden Ernst freigibt. „Fliegendes Zeug“ ist Plunder, „lautlose Ware“ wie von Magalan und Phantasus, wertlos, keineswegs Trödel oder Antiquitäten von den Flohmärkten in Babylon-City. „Es ist die Gräte im Hals der Pedanterie, die Nimmerleinsziffer in jedem Fahndungssystem.“ Daher die Wendung ins Politische, und das ist nicht das einzige Mal, daß hinter den Purzelbäumen der Phantasie (bis zum Anhang mit „Plundergedichten aus zweiter Hand“) gallig Realität sich einstellt: Um der NEUEN SAUBERKEIT willen muß Plunder weg. Und: „Gesindel muß weg. Abschaffung. Eliminierung. Alles klar. Ordnungshalber. In Ordnung. Plunder weg.“

Da greift sich die Vergangenheit Gegenwart. Meckel hat „Sieben Blätter für Monsieur Bernstein“ geschrieben, in einem klaren Ton auf der Höhe der Bobrowski-Erinnerung und der Vater-Texte, und mit Kreide gezeichnet, datiert auf März 1985.

Die Bilder kommen schnell zur Sache, zu ihrer schwarzen, bitteren, deutschen Sache, schwarze Striche und Flächen auf grauem Grund. Stationen staatlich legitimer Gewalt, Deportation, Mißhandlung, Erschießung bis zum Kindermord. Die Worte nähern sich zögernd, zweifeln, ob man über einen Menschen schreiben könne wie über einen Gegenstand. „Ich halte die Gegenwart eines Menschen fest“, sagt Meckel, erzählt zunächst von dem Dorf Villededon in Südfrankreich, wo Handwerker und Lavendelbauern leben; und Monsieur Bernstein, der deutsche Jude, der Auschwitz und Buchenwald überlebte. Für eine Ausstellung zum 40. Jahrestag der Befreiung bat er Meckel, „etwas zu zeichnen, vielleicht ein Bild, in dem das Motiv, die Deportation, erscheint, und das wie alle Bilder verkäuflich war. Ich zeichnete sieben Blätter in einer Nacht, Szenen, die sich ein Bauer erklären könnte, Bilderbogen für Schulkinder in der Provinz.“

„Die Komödien der Hölle“, deren durchweg langzeilige, meist sehr kurze Gedichte zwischen 1974 und 1986 entstanden, werden auf einer Naturbühne der Liebe und ihres Verlustes gespielt, im Titel schon auf Distanz beharrend. „Himmel und Hölle“ ist ein Spiel, und: „Wie Mister Hopkins beim Fortgehen bemerkte: / Es gibt die Hölle, aber sie ist leer (...).“ (Mister Hopkins, der in „Licht“ Julias Geliebter ist – in „Anzahlung auf ein Glas Wasser“ taucht er jetzt noch einmal auf.)

Allzu besetzt von Julia, vom Schmerz der Erinnerung, erscheint die Trilogie, die Anton Stadler mit einem mißratenen Bild in ein Korsett gezwängt sieht, „diesen Hüftgürtel, der die schönen Stellen verdeckt und erstickt“. Aber unübersehbar und nicht abzutun als „das säkularisierte, apokalyptisch-prophetische Geraune vom Ende der Welt“ (Stadler) sind die bedrängenden Bilder einer anonymen Bedrohung, die freilich immer konkreter wird. Die „Anzahlung auf ein Glas Wasser“ erweist sich als „Preis in unbestimmter Höhe“, der den Kopf kosten kann. „Das Meer, auch das Meer ist historisch geworden.“

Gott – „Wer war das?“ Die Menschen: „(...) sie träumen / von Glitzersachen und schlafen tief“ und sind „zur Fortsetzung der Komödie / nicht imstand“. Ein Paradies auf Erden? „*Paradiso terrestre* – der Stoff hat sich nicht erschlossen“.

Aber der Dichter trotzt: „Die Zeit vergeht. Ich behalte das Wort. / Es ist restlos und leuchtet.“

Auch in „Jasnandos Nachtlid“ klingt das nun stärker durch – „ein Menschenbild: öffentlich, vollfett, blutleer / gewaltsam, gemästet, käuflich, getäuscht / und zerbrochen“. Es steht jetzt in den „100 Gedichten“ wie auch „Sela“ (1987), ein schwarzer Hymnus von den Verlusten in der Natur – „Herrlichkeit des Donners, der Nacht und der Sonne / und die Luft kann nicht Luft sein“. Ungebrochen dagegen, wie zu einem Kind gesprochen, das erst später die Wahrheit erfahren wird, „Die Kirschbäume“ (1987/88). Dem dunklen Ort Ulro hält er seinen „Ort im Licht, vielleicht in Orplid“ entgegen, Worte, die er in „Signatur 7“, diesem ganz autonom gestalteten Künstlerbuch, mit kaum eingedunkeltem Buntstiftleuchten begleitet. In seinem Nachwort vom Februar 1987 (das die „100 Gedichte“ wohl überfrachtet hätte) reklamiert er sie: „Alle meine guten Orte, meine Räume zusammengebaut, Papier, Staub, Farbe und Licht“.

Immer exemplarischer wird solche Ambivalenz in Meckels Werk. Denn im „Bericht zur Entstehung einer Weltkomödie“ konnte er von seiner Bildwelt sagen, sie zeige oder spiegele „die Veränderung der Welt und die Katastrophen“. „Als Bericht und Motiv, verborgener als Element, ist Zeitgeschichte in ihr ein harter Kern.“

Israel ist zu einem neuen Motivstrang Meckels geworden. (Im Mai 1989 initiierte und organisierte er ein deutsch-israelisches Schriftstellertreffen in Freiburg im Breisgau, 1993 dies fortsetzend im Literarischen Colloquium Berlin. Zu beiden Anlässen gab er jeweils ein deutsch-israelisches Lesebuch heraus, in Zusammenarbeit mit der Autorin und Malerin Efrat Gal-Ed – eine Pioniertat, für die Meckel mit seiner ganzen poetischen Existenz einsteht.) Heutige und biblische Namen und Orte werden, sparsam, assoziativ, zitiert. „Das Buch Jubal“ und „Das Buch Shiralee“ stehen da nicht allein. Ihnen ist auch weitgehend eine von Meckel neu erprobte, sich an den ‚parallelismus membrorum‘ alttestamentlicher Psalmen anlehrende Struktur eigen. Zugleich sind die kurzzeiligen, nahezu satzzeichenlosen, stets auf eine Seite beschränkten und mit vibrierenden Zeichnungen durchsetzten Gedichte wieder enger verschlüsselt. Die Nachworte erklären manches, richten aber genüßlich neue Verrätselungen, neue Fragezeichen auf. Jubal, „von dem sind hergekommen die Geiger und Pfeifer“, hält beide Bücher zusammen, „Jubal, der Tagdieb“, dem der Dichter – „Kann sein“ – ein neues poetisches Rätselwort verdankt: „Tarfé“. Das behauptet seinen Platz unter all den Zeilen, die mit Worten und mit Motiven spielen, Vertrautes, Erinnerungtes aus der Natur herbeiholen, und wenn es Worte sind wie „Atem“ oder „Licht“.

In seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen, 1988/89, verweigert Meckel strikt jede Auskunft über Dichtung: „Daß man nicht redet über Poesie.“ Vielmehr bekräftigt er seine Behauptung: „Was aus der Poesie heraus gesagt wird, führt unmittelbar in die Poesie zurück.“

Wie Meckel „Von den Luftgeschäften der Poesie“ (1989) redet, das ist Poesie und bestätigt einmal mehr seinen selbstverständlichen, schlackenfreien Umgang mit der Sprache. Er zitiert Poeten, er führt eigene Figuren vor, von Moël bis Jubal, läßt sie reden, spielt, oft gefährlich ernst, mit Worten. Er gibt, aufblitzend im poetischen Kontext, Auskunft über Stationen seines Lebens,

über Berlin – ein Stück Babylon-City, „ein unteilbarer Limbo“ –, über sein Vagabundieren. Und hält mit seinem imaginären Gast Zwiesprache, mit dem schrägen Poeten Cecco Angiolieri, dem Dante-Zeitgenossen, „eine Brudererscheinung von Bellmann, Villon, Corbière, des Wolkensteiners, des Archilochos“, nächtlicher Kumpan bei Brot, Wein und Wasser.

Das Gedicht „ist ein *Jasein* der Sprache unter jeder Bedingung“. Aber es gibt auch das „Neinsein“, das Jubal der Tagdieb in einer schönen Rede über den Wortschatz des Dichters umschreibt. Die Wörter und ihre Tonart stehen zu dessen freier Verfügung, sind sein Eigentum, umfassen „den willkommenen Teil des Vermögens, der nicht willkommene gehört dazu“. Nicht willkommen: „der Wortschatz deiner Unterwelt (...) die Sprachen derer, die Leben und Dasein vernichten, und du nimmst sie in deinen Wortschatz auf. Du hast sie deinem Wort *Neinsein* einverleibt.“ Auf Messers Schneide balanciert hier die Ambivalenz. Denn Angiolieri kann sagen: „Meine Chance war das *Neinsein*.“ Und in dem Roman „Shalamuns Papiere“ (1992) redet der Briefschreiber Serge Moore von „der Frohsinn erregenden Gottlosigkeit des Limbo“, vom „Vergnügen des Neinsseins, das Shalamun mit mir teilte“. Ein Vergnügen, das nicht alle Rezensenten nachempfinden mögen. Sonst hätten die beiden aufeinanderfolgenden und auch motivisch aufeinander bezogenen Romane „Die Messingstadt“ (1991) und „Shalamuns Papiere“ kulinarische Kritiker nicht zu so harschen Urteilen provoziert wie „süßliche Überreizung: Prosa mit Himbeersauce eben“ (Wolfgang Höbel) oder „unerträglich geschwätzig und preziös“, erinnernd „an einen gespickten, getrüffelten und obendrein kandierten Braten“ (Ulrich Weinzierl).

„Die Messingstadt“ macht „BC“, Babylon-City, zur eigentlichen Titelfigur, Vorhölle und schon früher beschworener Moloch unter allen modernen Metropolen, zusammengewachsen wie aus der Bronx und Atlantic City, aus New Orleans, Rio und Tanger und sonstwelchen Agglomerationen des fernen Asien. Erzählt wird von Jean, dem Spieler, der immer wieder mal verschwindet, untertaucht, ein paar Frauen zurückläßt. „Jean-hau-ab“ erzählt selbst, wie er die Nutte Gabriella Saba für einige Monate kauft, in seine Wohnung holt („Ist es nicht gleichgültig, wen man liebt?“). Und alles kommt, wie befürchtet und nicht gewollt: „Wunderbarer Augenblick, unmöglich. Sie hat mir gesagt, daß sie mich liebt.“ Jean verläßt BC, ihm bleibt die Erinnerung, bis er, in einem gespenstischen, furiosen „Finish“, in die verstrahlte, verlassene Stadt zurückfährt und sich, wie „die restliche Elite“, noch einmal aufs „Spiel der Spiele, das nie heiterer war als in dem Augenblick seiner äußersten Sinnlosigkeit“, einläßt. Ein Schluß wie in einem Film von Fellini.

Mit den musikalischen Kunstmitteln des *da capo* und der leicht variierenden Reprise arbeitet Meckel mehrfach sowohl innerhalb eines jeden als auch in der Verklammerung beider Romane. Auch ein neues Rätselwort verbindet sie: *châli*. So sind die drei Hauptkapitel der „Messingstadt“ überschrieben („ein Wunsch, ein Wahn, ein Verlangen nach was – *châli*“), so taucht es bei „Shalamun“ wieder auf: „Was war *châli* – eine babylonische Formel, ein Zauber, dessen Bedeutung verlorenging?“

„Shalamuns Papiere“ sind Notizen eines geheimnisvollen Auf- und Untertauchers, die Serge Moore gelesen hat, bevor Shalamun sie wieder vernichtete, und von denen er nun, nach Shalamuns Verbleib forschend, in einem langen Brief an Stella Fani berichtet, deren Adresse sich unter der

Hinterlassenschaft des Verschwundenen fand. Shalamun – „Ein babylonisches Lebewesen, der Herr Simultan“ – lebt in BC, wo noch immer Warntafeln den verstrahlten Bezirk des Rayon, die Todesschneise, abgrenzen; er hat Frauen, wird beschattet, bedroht, überfallen und ist plötzlich weg.

In einem zweiten Stück, „Like Brisbane“, notiert der Filmmacher Marcel Garda in sein Tagebuch, wie er in einer Silvesternacht mit dem Zug nach Babylon-City fährt und bei einem Halt eine Unbekannte mitnimmt. Sie leben zusammen, er nährt die Illusion, mit ihr einen Film zu drehen, enttäuscht sie; sie verschwindet. Er entwirft das Treatment für einen Film, der diese Begegnung festhält. Jean-hau-ab und Shalamun geistern durch diesen Text und noch eine Figur, die einem dritten Abschnitt den Titel gibt: „Boby Cervantes“ (= B.C.) ist Geschichtenerfinder, nächtlicher Erzähler – „das ist mein Job“ – in den Kneipen und Hotelbars von BC. Ihm sind, so gibt er zu verstehen, Figuren wie Jean-hau-ab – womöglich auch Stella, Serge, Shalamun, Marcel – zu verdanken. Aber Stella, seine Geliebte auf Zeit, hat ihm die Geschichten gestohlen und weiterverkauft ...

Auch die von „Nessel“? Der Name steht über den letzten acht Seiten: Nessel, das 13jährige Mädchen aus einer „Fremdenbaracke“, das in Shalamuns Papieren „am häufigsten“ vorkam, das sich Shalamuns Liebe ertrotzte, bis er sich ihrer Umklammerung entzog, und die nun in einem chaotischen und doch von Musik und Tanz vibrierenden Babylon-City herumirrt und Shalamun sucht.

Ambivalenz auf Messers Schneide. Das Verwirrspiel mit Personen und Namen, das obskur-mondäne Flair der Hotels, Salons und Bordelle in einer maroden Welt, die fragwürdige Rolle der Frauen als temporäre Gespielinnen (unter)weltläufiger Männer – all das irritiert auf den ersten Blick. Aber kein Zweifel: darin setzt Meckel der Absurdität einer um sich selbst kreisenden, nur noch scheinbar funktionierenden Welt die absurde Chance des Neinseins entgegen, die im Jasein der Poesie aufgehoben ist. „Die Erde war angekommen, wohin sie gehörte: im nicht abwendbaren Epilog ihrer selbst“, konstatiert Jean im „Finish“ der „Messingstadt“.

Meckels babylonische Metaphern lassen sich entschlüsseln als Kehr-Bilder einer geschäftigen Welt, in der alles käuflich ist, Waffen und Liebe, Leben und Sterben, Vergangenheit und Zukunft, in der es für alles Container gibt, in der nur noch Profit und Effizienz gewertet werden – eine Rechnung, die offensichtlich nicht aufgeht. Krieg und Folter, menschliche Erniedrigung waren immer schon gegenwärtig in seiner Poesie und Prosa, mehr und mehr auch die Verseuchung der Erde mit unterschiedlichsten Ursachen, die Unbewohnbarkeit der Metropolen; jetzt klingen in vorsichtiger, nie vordergründiger Annäherung Probleme des ausgehenden Jahrtausends an, die Flüchtlingsströme, die umkämpften Städte, die Beirut oder Sarajevo heißen könnten. Und gegenwärtig sind, wieder und wieder, in zynisch camoufflierter Brechung, verlorene oder nicht gewagte Lieben, Angst vor Verlust oder zu engem Habenwollen.

Ein Diptychon aus zwei konzentrierten Erzählungen, jeder Band begleitet von acht assoziativ für sich selbst stehenden Offsetlithografien (einmal beklemmend grau, einmal tief blau und rot leuchtend), fasst nicht recht greifbares Grauen in konkret nachvollziehbare Situationen, und immer muss der Ich-Erzähler aus nicht weiter genannten Gründen untertauchen.

In „Schlammfang“ (1993) entsteht, gemischt aus präzisiertem Bericht und Selbstbeobachtung, das unheimliche, realistische Bild einer verlassenen russischen Garnison (in der ehemaligen DDR, so wird unausgesprochen deutlich), zu deren „Hausmeister“ der Erzählende bestellt wird. Ohne Funktion, in einer Geisterstadt, die die Spuren ihrer auf Töten angelegten Vergangenheit trägt und die von neuen gelegentlichen Besuchern – „Inventare des Limbo“. Simone, von ihm herbeigerufen, holt ihn heraus.

In „Archipel“ (1994) hat sich der Ruhelose – „(über Nacht aus Babylon-City verschwunden)“ – auf eine finnische Insel zurückgezogen. Der ganze Archipel ist von atomarem Müll im Meer verseucht. Die Beschreibungen der Landschaft und einheimischen Lebens sind durchsetzt von dunklen, die Identität des Autors verwischenden Passagen. Und von wem kann die anonyme Postkarte sein mit dem einzigen bedrohlichen Satz „I know where you are“? „Die Überzahl derer, die ich liebte, ist tot. Simone ist tot.“ Die Unbekannte, die er trifft, entzieht sich ihm.

Bedrohung und Hoffnung der Welt, wie sie ist und nicht sein müsste, wie sie aber sein könnte, hat Christoph Meckel, der Grafiker, 20 Jahre nach seinen Bildern zur „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“, in seiner „Bildersprache“ formuliert.

Ein Zyklus aus 28 Radierungen steht den 54 Artikeln des UN-Übereinkommens von 1989 und früheren Texten über „Die Rechte des Kindes“ (1994) gegenüber. Künstlerische Wahrheit, grausam, genau und voller Fantasie, gegen Papier, dem die Realität Hohn spricht. „Der Mensch dieses Zeitalters“, beginnt Meckel sein Nachwort, „kann weder auf Staat oder Ideologie, noch auf Sicherheit, Vernunft und Fortschritt bauen. Er hat nur die Kinder. Sie sind seine Geschöpfe und sein Reichtum, sie sind seine einzige Hoffnung. Sie allein sind seine immer gültige Utopie. Sie erben, was er anrichtet und hinterläßt. Er kann sie zu unbeschädigten Menschen heranbilden und er kann sie zu seinen Opfern machen.“

Drei weit ausholende Poeme, in der Form deutlich verschieden, hat Meckel unter dem Titel des mittleren, umfangreichsten, zu einem „Gesang vom unterbrochenen Satz“ (1995) zusammengefasst, die ersten großen poetischen Stücke, seit er in Frankfurt das Gedicht „das *Jasein* der Sprache unter jeder Bedingung“ genannt hatte. Also auch unter den Bedingungen der Wegwerfgesellschaft, der „Container“ (erstes Poem); der Computer, die der „Gesang vom unterbrochenen Satz“ bis in die Typografie mit Codes, Befehlen und Rückmeldungen spiegelt; der „High-Tech-Horizonte“, Weltraumvisionen und einer „Welt aus dem Kino“, aus denen der „Gesang im Bernstein“ (drittes Poem) aufsteigt.

Zahlreiche bekannte Versatzstücke der Sprache (der „Wortschatz“ des Dichters) lassen zwar vordergründig Situationen wieder erkennen – aber im Ganzen gibt sich der „Gesang vom unterbrochenen Satz“ hermetisch. Es geht um Sprache in einer nicht mehr nur verwalteten, sondern verdateten, technologisch fremdbestimmten Welt, um Gefährdungen im Innern und von außen, es fehlt nicht die Nonchalance eines Boby Cervantes und nicht das Rückholen imaginativer Naturbilder. Aber: „ – WAS IST DER BERNSTEIN – / die Antwort hat nie begonnen und setzt sich fort ...“.

Wie eine Beschwörung, eine magische Eidesformel liest sich der Schluss von „Container“, in der jede Zeile noch einmal in Versalien wiederholt wird:

„Die Erinnerung gehört mir nicht.
DIE ERINNERUNG GEHÖRT MIR NICHT:
Ich lehne ab, das Erinnerte auf mich zu nehmen.
ICH LEHNE AB (...)
und seine Namen zu behalten,
(...)
ein Jerusalem, ein paar Wüsten, sieben Kriege
(...)
und Tod und Lichtverwüstung seit meiner Geburt.
(...)
Die Erinnerung soll im Erinnerten bleiben
(...)
und von sich aus auf mein Gedächtnis verzichten
(...)
wie ich, von mir aus, auf alles Erinnern verzichte.
(...)
Ich wünsche zu leben gottgleich, leer, nicht beladen.
(...)
Ohne Zeit außer der, die gebraucht wird, den Satz zu beenden.
(...)“.

Ein Kampf mit dem Erinnern, gegen die Erinnerung, so vergeblich wie die Aussicht, den Satz je zu einem Ende zu bringen? Meckels ganzer poetischer Reichtum speist sich aus erinnerten Erfahrungen – und aus den Erfindungen von Orten, Zeiten, Namen, Begebenheiten, die selbst wieder Erfahrungen verschlüsseln. In der Geografie seiner Fantasie finden sich jetzt, in bibliophilen Einzeldrucken minutiös beschrieben, das wunderliche Treppengestirn „Sidus Scalae“ (1995), das vieldeutige Gemeinwesen „Fontany im Sande“ (1999).

Der Mann, der in der Erzählung „Nachtmantel“ (1996) seine letzte, von Schmerzen geplagte Lebensspanne vagabundierend verbringt, durchwandert öde, verregnete Gegenwart, trifft aber auch auf den aus der Fabelwelt an die Küste gespülten „Koloss“, der als Publikumsattraktion – ein Alptraum heutiger Event-Spektakel – „Oldie Flop“ heißt. „Als er anfang zu sterben, verließ er die Wohnung (...) verschloß die Tür mit dem einzigen Schlüssel und warf ihn durch die Briefklappe in den Flur (...) ihm genügte ein alter Schultersack, mit dem er vor zwanzig Jahren zu Fuß unterwegs war.“ Da hat er schon manches erlebt, sein Auto verkauft, ein Taxi geklaut, am Straßenrand den Jungen mit der toten Ziege getroffen, die der getötet hatte, um zu wissen, „was passiert“. Er hat Oldie Flop betrachtet, „redete, aß und trank wie alle, betrank sich wie alle und lachte wie nie. Was war denn der Tod, ein Tagmantel, hell und weit“. Ein Mädchen sucht seine Katze – hat die auch der Bruder getötet, wird er auch die Schwester so an die Straße legen, „vielleicht passiert dann was“? Der phrasenlosen, wehmütigen Variation auf „Die Rechte des Kindes“ folgt in Gestalt einer jungen eleganten Frau im Coupé die Grotteske: Sie glaubt ihn als Quasimo Piper wieder zu erkennen, er spielt mit – eine weitere Episode auf dem Weg zurück zum Anfang.

Die „Ruine des Präsidentenpalastes“ in der gleichnamigen „Studie“ (2000), die durch eine „Erzählung“ abgerundet wird, ist Inbegriff diktatorischer Macht-

und Prunkentfaltung wie deren Ende. Die Beschreibung der streng abgeschirmten Bauten auf der Insel, vermintes Gelände, das Übermaß an Denkmälern, das Luxusleben mit Bordellen und einer kapriziösen Frau, einer „leibeigenen Virginia, (...) praktisch-platonische Muse des Staatschefs“, der Papa Plomb genannt wird – das lässt rückblendend ebenso an ‚Papa Doc‘ auf Haiti wie an Rumäniens Ceaușescu oder sonstige Diktatoren denken. Aber wie ein Überfall von außen – Staatsstreich? Intervention? – die Willkürherrschaft auslöscht – „Die politischen Kreise waren auf nichts gefasst, Militär und Geheimdienst vertrauten ihrer Routine“ –, das wirkt frappierend prophetisch wie eine Mischung aus 11. September und dem Sturz Saddam Husseins. Bedrängend genau sind die Mechanismen von Macht und Gegenmacht festgehalten; es bleibt die Ruine und das, was die Ereignisse aus den Menschen machten. „Ich bin tätowiert wie jeder, der überlebte“, sagt der Verfasser der Studie, ein Architekt. Offsetlithografien in leuchtendem Rot und Blau begleiten den Text, in „Nachtmantel“ waren sie in Grau- und Grüntönen gehalten.

Nach „Sieben Blätter für Monsieur Bernstein“ führen zwei weitere, höchst unterschiedliche Publikationen unmittelbar in Meckels Arbeitsrefugium in der Provence. Ganz ohne eigenen grafischen Beitrag berichtet „Ein unbekannter Mensch“ (1997) „von der Freundschaft eines Deutschen mit einem Bauern in den Bergen der Drôme“. Mit trügerischen Farben und kaltem Grau-Schwarz begleiten Gouachen und Ätzungen die „Trümmer des Schmetterlings“ (1997), einen aufschlussreichen Band, dessen Texte auch knapp skizzierte Werkstattberichte enthalten, den „Bericht von der Entstehung einer Weltkomödie“ fortschreibend.

Mathieu heißt der Nachbar, unbekannt in der großen Welt, heimisch in der Vierhundert-Seelen-Gemeinde Villededon. „Die Winter sind hart, dann gehört das Gebirge sich selbst, die Sommer sind trocken und heiß, von Touristik verdorben (...)“. Mathieu kommt zum Weintrinken, er kennt die Winde Mistral, Tramontana, Bise, die Zeit zu säen, zu ernten, Holz zu schlagen. Janine, seine verhutzelte Schwester, „Küchengeist, dürres Hexlein, zartknochige Motte“, führt die Wirtschaft. „Er ist Franzose, nichts als Franzose, einmal mehr Franzose, der Rest ödet an“ – nicht aber der Deutsche; dass der auch hart arbeitet, schreibend, mit den Werkzeugen seiner Kunst, hat er begriffen. Er hat seine Vorurteile, über die Araber, die „*dreckige* Rasse“; der Deutsche, das Ende ihrer Freundschaft androhend, redet sie ihm aus. Dass Mathieus Hut „en Chine“ produziert wurde, verblüfft ihn.

Zugetan, ohne Überheblichkeit schildert Meckel die begrenzte Weltsicht, doch auch Lebensweisheit Mathieus, mit dem ein Stück bäuerlicher Geschichte, überschaubarer Marktstrukturen, nachbarlicher Selbstverständlichkeit enden wird. Die Markttag in der Provinz („Mélange der Gerüche“), das Jahresmahl der Jäger (obwohl kaum mehr ein Tier zu jagen ist) – solche Schilderungen machen aus dem ganzen Buch „ein poetisches Kleinod“ (Franz Loquai). Das gilt auch für scheinbar nebenbei Gesagtes, das doch an ein Lebensthema rührt: Mathieu auf dem Heimweg vom Sommerendfest in Valouse: „– hast du den Friedhof gesehen? Wir hatten beide den Friedhof gesehen.“

„Ein unbekannter Mensch“ hat mit Nostalgie oder Idyll so wenig zu tun wie der Band „Trümmer des Schmetterlings“, dessen Bilder und Texte ein bitterer Epilog sind auf zerbrechliche Schönheit, auf zerstörbare Harmonie.

Wie ein aufatmendes, dennoch doppelbödiges Zwischenspiel fordert ein Schwarzweiß-Bilderbuch mit vierzeiligen Reimen auf: „Komm in das Haus“ (1998) – „Diese Fibel ist nicht groß / eine Bagatelle bloß. / Doch sie wendet sich zum Guten / und ist Kindern zuzumuten.“ Vielfältig sind die Häuser, verquer und zusammengestückelt, auf Stelzen, Rädern und Füßen, von Tieren bevölkert; Moël mit dem Fisch ist dabei. Nicht durchweg behaute Geborgenheit teilt sich mit, ebenso Brüchigkeit, Unsicherheit. Aber auch das: „An dem Haus hängt eine Schrift: / Wer auf einen Engel trifft, / soll ihn bitten, ungebeten / Gast zu sein und einzutreten.“

Zur Fülle des meckelschen Gesamtwerks gehört das Wechselspiel der Gattungen. 32 seiner meist kurzen, aufs Wesentliche zugespitzten Stücke über Autoren, Künstlerinnen, Bilder, Kunstfiguren sind zusammengefasst in dem Band „Dichter und andere Gesellen“ (1998), manche ergänzt um bislang Unveröffentlichtes.

„Dichter und andere Gesellen“ ist ein Buch, um zu blättern, hängenzubleiben, wieder zu entdecken – und kennen zu lernen, was vergessen war: Meckels Lehrer Rudolf Dischinger, den Zeichner Peter Stephan, Hanni Rocco, die fürstliche Zauberin mit Objekten des Alltags, Erwin Sylvanus, „vereinzelter Literat, handelnder Humanist“, den Dichter Rainer Brambach, Lotte Paepcke, die jüdische Autorin. Die Gesellschaft spiegelt Meckels Begegnungen mit Literatur, in Berlin, in seiner südbadischen Landschaft, in Israel. „Der Zeichner Pasolini“ interessiert ihn, das Gemälde „Der verwundete Engel“ des Finnen Hugo Simberg, „der zerstörte Engel des Jahrhunderts“, regt ihn zu einer klassischen, nur ihm eigenen Bildbetrachtung an. Der schöne Bericht über Peter Huchel – „Eine Freundschaft“ (in TEXT + KRITIK 157, 2003), die auch den Vater Eberhard Meckel einbezieht – bleibt einer Neuauflage vorbehalten.

Auch der „Bericht zu dem Buch ‚Suchbild / Über meinen Vater‘“ steht in dem Band, geschrieben 1986, sechs Jahre nach Erscheinen jenes Buchs. Darin räumt Meckel die Unmöglichkeit ein, „ÜBER einen Menschen“ zu schreiben, und fragt nach Alternativen: „Einige Seiten, die einen Menschen zeigen? darstellen? skizzieren? nachzeichnen? umreißen? untersuchen? analysieren? vergegenwärtigen? beschwören? beglaubigen – und weiter?“ Die Konsequenz zog er, als zum Vaterbuch die Komplementär-Recherche kam. „Suchbild. Meine Mutter“ (2002) ist ein unerwartetes Buch, ungewöhnlicher noch als das erste Suchbild, der Rohschnitt eines Films aus Kindertagen, dem der erwachsene Erzähler Halt gibt; ein Buch, gegen alle Konvention von Mutter- und Kindesliebe, von der Kritik aufmerksam, meist positiv aufgenommen, faszinierend durch „die Unbestechlichkeit der Beobachtung (...) wie die Schärfe der Argumentation“ (Hartmut Buchholz), bestechend „durch die Bildkraft und den wunderbaren Rhythmus seiner Sprache“ (Gert Loschütz im WDR), ein „impressionistisches Pastiche“ (Heinz Ludwig Arnold), dessen subjektive Farbschimmer erst aus der Distanz das klare Ganze eines Bildes von Gerechtigkeit gewinnen.

„Ich berichte von meiner Mutter, während sie lebt“, lautet der Anfang. Gegen Schluss heißt es: „Jene Frau, die meine Mutter war. / Sie starb in einem Freiburger Altenheim, 92 Jahre alt, ein Pflegefall.“ Irgendwo findet sich ein Dialog: „Liebst du mich? / Ja, Kind, und nun geh in den Garten. / Ich liebe dich. / Ja, Kind, und nun iß deinen Apfel.“ Der Erwachsene weiß: „Ich habe meine Mutter nicht geliebt.“ Dazu trägt Christoph Meckel, einer von drei Söhnen, die

Belege en détail zusammen: das wortreiche Reden über andere, die eloquente Konversation, über die Köpfe der Kinder hinweg, das Lesen schöner Literatur, bei dem das Kind, kaum wahrgenommen, nur stört, Gleichgültigkeit anderen, Kritiklosigkeit sich selbst gegenüber. „Sie war nicht erreichbar.“ Schön, intelligent, *summa cum laude* promovierte Anglistin, fraglos vergöttert von ihrem Mann, den Söhnen Liebe, Güte, Zeit verweigernd. Der Sohn befreit sich. Bei einem Besuch sieht er seine Eltern dann plötzlich ganz anders, „aus großer Entfernung“: „Ich sah ihre Mühen und Zwänge, Talente und Leiden, das Unentrinnbare ihres Zusammenseins. Sie waren nicht, wie ich geglaubt hatte, Ungeheuer, sie waren gewöhnliche Menschen in ihrer Zeit.“ Schließlich, die Mutter ist alt geworden, entdeckt der Sohn: „Ich kann ihr zuhören und Antwort geben. Es ist nicht zu spät, ihr und mir selbst zu widersprechen.“

„Suchbild. Meine Mutter“ zeigt auch Stationen der Selbstfindung des Autors Christoph Meckel. Das Buch zeichnet das Porträt einer ganzen Generation, eines sich selbst verlierenden Bildungsbürgertums und Kulturprotestantismus, zeichnet liebevolle Miniaturen von Menschen wie Lucie, dem Dienstmädchen, Fräulein Busse, genannt Büßchen, Zugehfrau und verhinderte Pianistin, von den Großeltern (den Eltern der Mutter), besonders der Großmutter, „Schwarzwälder Sommerferien“ werfen poetische Lichter, nicht ohne Trübnis.

„Ich hoffe, daß ich immer Gedichte schreiben werde“, sagt Christoph Meckel in einem Gespräch, das „als Nachwort“ am Schluss der von Lutz Seiler sorgfältig edierten Gedichtauswahl „Ungefähr ohne Tod im Schatten der Bäume“ (2003) steht. Fast ein halbes Jahrhundert lyrischer Arbeit wird darin bilanziert, von „Tarnkappe“ (1956) bis zu „Blut im Schuh“ (2001) und dem Privatdruck „Jacke wie Hose“ (2002).

Wurde 1956 in „Tarnkappe“ ein Schutzengel zum Abendessen erwartet, so endet das Eröffnungsgedicht „Kind“ (entstanden 1997–2001, aus „Jacke wie Hose“) fahl mit einer Hänsel-und-Gretel-Allusion: „Der Morgen war von Tau und Asche kalt. / Es ging auf einem Weg in einen Wald. / Der Engel sah es und vergaß es bald.“ Daraus ist keine ‚Entwicklung‘ abzulesen, schon gar nicht hin zur Resignation. Ein unverwechselbarer Grundton ist von Anfang an da, der nüchterne Blick auf die Wirrnisse der Welt und das ‚Trotz alledem‘. Die Titelzeile des Bandes beschließt das Gedicht „Fotografie“ (aus „Ausgewählte Gedichte“, 1979), das sommerliche Leichtigkeit „bis an das Ende der Hoffnung“ konjunktivisch bricht: „(...) das wär’s, was wir bräuchten. / Ungefähr ohne Tod im Schatten der Bäume.“ Proklamativ begann und endete schon eine „Rede vom Gedicht“ (aus „Wen es angeht“, 1974): „Das Gedicht ist nicht der Ort, wo die Schönheit gepflegt wird.// (...) // Das Gedicht ist nicht der Ort, wo der Engel geschont wird.“

Oder ist das nur die halbe Wahrheit? Feuer und Tod, Jagen, Schießen, Töten und Asche, Haut und Knochen, „Beef Blut Eiter“ durchziehen vor allem den ersten der beiden Gedichtbände um die Jahrtausendwende, „Zähne“ (2000). Aber dagegen behauptet das Gedicht sein eigenes Recht, auch das auf Schönheit – die sich freilich nicht selbst genug ist.

„Das Gedicht und was von ihm übrig bleibt in der gesammelten Zukunft / handelt vom Gegensatz und von dem, der drin lebt / heillos, in Ermangelung eines Besseren. / (...) / In Ermangelung einer vierten Welt, einer süßen Revolution / (...) handelt es von der Hoffnung ohne erkennbaren Anlaß ...“ Mit

diesem „Gedicht in Ermangelung eines Besseren“ beginnt die erste Abteilung in „Zähne“. Es liegt nahe, dem Titel einen schärferen Biss zuzusprechen, wie früher dem Titel „Säure“ das Ätzende. Der Zyklus „Zähne“, der zusammen mit „Sonderangebot“ den zweiten Abschnitt ausmacht, deckt in neun Miniatur-Szenen Gewalt gegen Tiere, gegen Menschen auf. Die Bitternis hat mit dem desolat nivellierenden Zeitgeist zugenommen, wie „Sonderangebot“ in ebenfalls neun umfangreicheren marktschreierischen Anreden grell sichtbar macht: „Sterben Sie in Hochform. Sterben Sie schnell“ oder „Bestimmen Sie Ihren Stellenwert“ oder „Sichern Sie, versichern Sie, was Sie haben“ – jede mit bildreichen Assoziationen fortgesponnen. Andere Texte greifen Alltagssituationen, Beobachtungen auf, darunter drei anrührende Langgedichte an Widmungsträger, die von einem künftigen Hebräisch-Gelehrten („Mit einer Lupe“), von „Nußböden“ im Herbst und dem noch unverletzten Heranwachsen eines Kindes – „die Erde ist ein Garten ohne Draht und Stachel“ – handeln. Im Schlussteil, in dem untergründig hebelische Vergänglichkeit mitschwingt, umkreisen mehrere Stücke das Formulieren von Worten und Sätzen bis zum letzten Gedicht „Vom fehlenden Wort“. Ob Meckel dabei an den letzten Satz des Opernfragments „Moses und Aron“ von Arnold Schönberg gedacht hat – „O Wort, du Wort, das mir fehlt!“?

Meckel, so eine Anmerkung in eigener Sache zu „Blut im Schuh“ (2001), beharrt darauf: „Gedichte werden ohne Absicht gemacht, soweit das möglich ist, aber man möchte seine Vergnügungen zaubern, seine Spiele weitertreiben in der Sprache, aus ihr heraus und in sie hinein, alte und neue Formen jonglieren ...“

Das geschieht in diesem schmalen, zweiteiligen Band mit musikalisch durchgespielten Themen, Wiederholungen, Variationen in Moll und Dur – nicht nur in Texten, die das ausdrücklich nahe legen, sondern durchgängig. Auch mit Reimen, die in „Zähne“ ganz fehlten, wird jongliert. Liebesgedichte sind darunter und Märchen, in denen der Tod wohnt, verfremdet im Aschenputtelmotiv: „Blut im Schuh, / nicht von seinem Fuß. // Es ist der Weg durch den Blutsumpf // Getränkte Erde“. Schwebend leicht besingt „Schöne Zeit 1 & 2“ den Frühling und schickt „Klageweibchen“, das Tränenkrokodil, weg aus dem Haus, „wo die Motten tanzen / und die Untröstlichkeit heiter ist“. Und Schönheit hat ihren Ort im Gedicht „Heu“, einem worttrunken-traurigen Abgesang auf die Ernte, wie sie früher war.

Nur mit Wortarbeit kann der Dichter – wie der Künstler mit seiner Materie – einer unübersichtlichen Wirklichkeit habhaft werden: Indem er sie zersetzt und wieder neu zusammensetzt, sie durchschaut, um sie poetisch wieder undurchschaubar scheinen zu lassen.

Ähnliche, doch weniger wehmütige Töne schlägt das „Gedicht im Oktober“ an: „Obstgärten voll Laub. Das Laub wird zu Gold / wenn der Engel durch den Birnbaum fliegt. / (...) So war das. Und immer noch wachsen und welken / die nicht verwandelten Blätter.“ Es steht in Band 2 des Lyrik Kabinetts bei Hanser „Seele des Messers“ (2006), den Situationen, Impressionen, Erinnerungen, Erfahrungen mit Krankheit durchziehen. Der Text „Allergien“ endet mit dem Vers

Die Verwüstung hat noch nicht begonnen.
Geflüster hält Illusion und Berührung zusammen.

Niemand weiß, welcher Schauder dich
bei deinem Anblick im Spiegel befällt.

Es gibt ein „Gedicht von der Leibhaftigkeit des Schmerzes“. Eine scharfe Abrechnung mit dem kommerzialisierten Kunstbetrieb, „Zur Geschichte der Kunst“, nimmt „(...) Das in Zukunft Geschaffne (...)“ in den Blick und schließt mit einem verstörenden Bild aus dem Metier des Grafikers: „Kein Grund zur Klage. In diesem Raum / entsteht, ohne Sponsor / das unerhörte Motiv / aus Folie, Dreck, Papier – kann sein / ein zeretztes Gesicht / mit dem Titel *Seele des Messers*.“

Offene Fragen, offene Schlüsse. „u.A.w.g.“: „Davon ausgehend / (...) daß der Mensch die Krone der Schöpfung ist und nicht / verwechselt werden kann mit Schwein, Laus oder Affe – / Licht der Welt! Um Antwort wird gebeten.“ Offen gibt sich auch „Von den Namen“, das mit ge- und erfundenen Frauennamen spielt. Was bleibt? „Im Elfenbeinkästchen / Reste von trockenem Holunder. / Staub, Magelone.“

Das mag „an Resignation grenzen“, wie Beate Tröger in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ zu „Seele des Messers“ urteilt. Ein „Totenlied“ wird angestimmt, ja. Aber nicht derart im Übermaß, „dass man diesen Abgesang als Gassenhauer hört, ehe man den Band zu Ende gelesen hat“. Und der Begriff ‚Larmoyanz‘ taugt schon gar nicht.

Die Licht-Metapher, mehrgestaltig der Vogel, das Meer, Schmerz, Abschiede; literarische Anspielungen, rhythmische, rhetorische Formen – Vieles kehrt wieder in dem Gedichtband „Gottgewimmer“ (2010). Wiederholt wird der Titel „Von den Namen“, diesmal mit „Stella!“ beginnend und um sie kreisend. In „Der Traum“ erinnert die Zeile „Julias Lachen im durchsonnten Nebel“ an die Erzählung „Licht“ (1978), die erste Zeile schlägt das bekannte Motiv an: „Wollen wir nicht aufhören mit dem Tod. / (...) Wollen wir nicht den teuren Schmerz zerschlagen (...).“ Aus ebendieser Erzählung gibt es eine Brücke zum Titel im Gedicht „Schreie“: „– hörten wir Pfauenschreie in der Nacht. / Gottgewimmer, kam übers Wasser / das uns unsichtbar schwarz von den Inseln trennte.“ Dole (= Julia) sagt in „Licht“: „Pfauenschreie (...), diese Schreie sind Gottgewimmer“. Doch bringt der Ich-Erzähler das in Verbindung mit Glück und Freude, während die lyrische Reminiszenz jetzt aus der Tag- eine Nachtsituation macht, mit einer bedrohlichen Wendung: „*Wenn das Menschen sind – man muß sie töten – / erschlagen – mit Steinen – schnell – erschießen – / erlösen – hilf mir!* Gegen Morgen / lagen die Inseln im Zwielficht, ohne Geräusche.“

Mit den jüngsten Gedichten rückt die Person des Lyrikers, der sein achttes Lebensjahrzehnt beschlossen hat, immer stärker in den Vordergrund, pointiert: sein Ende, wie schon in dem früheren „...ich hab dich, Meckel!“. So schließt „Chanson“:

Die Zeit ist alt und wird noch älter, mehr als einmal,
der Sommer, himmelweit, füllt jeden Grabkalender
und Stein und Bein ruht sich von meinem Lebtag aus, für immer.

Manche Rezensionen zu „Gottgewimmer“ betonen vornehmlich die negative Komponente der Todbeziehung: „Hier herrscht Hoffnungslosigkeit“ (Marko

Martin im Deutschlandfunk); „Fremdheit und Entfremdung“, „Verzweiflung“ (Beate Tröger in der FAZ). Dagegen Bilder, Vokabeln der Hoffnung. „Unverletzt“:

Ich verlange, in eigener Gestalt und unverletzt
aus diesem Land zu verschwinden.

(...)

Ich will auf den Straßen fortgehn
in das Land Joal,
wo der Vogel ruft, der in die Sonne flog
und nicht verbrannte.

Ein Beharren auf der Gültigkeit des Lebenswerks, ein *malgré cela*, scheint
„Strophe“ zu besingen:

Notwendig, die Strophe zu Ende zu bringen.

Abzubrechen in der Befürchtung:
das ist nicht genug, zu wenig wahr,
das trägt keinen Weltraum, war nicht mein Teil.

Ich habe die Strophe zu Ende gebracht.
Weil ich zögerte, sie zu vernichten,
wird sie gefunden im Licht der Welt.

Tod war fort, der Sommer kam wieder,
ein heller Morgen gehörte mir, und die Wörter
zeigten einen Anfang von Zukunft.

Sterbliche Ware, ich gab ihr den Atem.
Nahm meinen Atem nicht zurück.

„Vigilie“, also ‚Nachtwache‘ und Teil des liturgischen Stundengebets, stellt eine
Bitte (An wen? Von wem?) als Motto voran: „Gib mir die Kraft, meinen Körper /
ohne Entsetzen zu erkennen / und seinen Abgang zu ertragen“. Es lautet:

Er erwachte im Dunkel. Die Tür sprang auf.
Die Toten wurden hereingeschoben
von unsichtbaren Gliedern, mit großer Kraft,
schwarzer Haufen, blieb liegen vor seiner Matratze,
die Fäuste an endlosen Armen
zerfielen am Ende des Raums.

Draußen fiel Regen. Frauen in hellen Kleidern
verschwanden im Eingang des Ocean Plaza.
Auf seiner Matratze atmete ein Leben.
Er sah: ihm stand schwere Verwüstung bevor.
Der dort lag war ich.

Der Wechsel von Er- und Ich-Form ist so auffallend wie der wiederholte
Gebrauch christlicher Nomenklatur. Der biblisch-kirchliche Fundus, aus dem der
Dichter schöpfen kann, lässt sich aus dem Bericht „Suchbild. Meine Mutter“
ableiten. Er beschreibt seine zwiegespaltene Haltung zum christlichen

Glauben mit dem Fazit: „Das protestantische Reglement verblaßte ... Der Gott, der mir zustand, mußte katholisch sein ...“ (Der so nachvollziehbar liebenswerte Nebensatz vom Freiburger „Münsterturm, dem schönsten der Christenheit“ sei nicht verschwiegen.) „Ich verschwand aus den Religionen ohne Konflikt. Meine Mutter war enttäuscht und schwieg. Der verspätete Kirchenaustritt erschütterte sie.“ Aber: „Im Klang solcher Reime“ – er zitiert das Lied „Morgenglanz der Ewigkeit“ – „begann ich zu schreiben.“

Bilder aus früher Grafik (Fisch, MEER, Vogel), aus Natur und Mythologie („– das Gras und das Heu“, „roter Ahorn“, Hekate), Eintrübungen („Nebel im Blut“, „Tödliche Asche Augenblick“) durchziehen die sieben Gedichte aus dem Jahr 2013, erstmals abgedruckt in „Sinn und Form“, die sich am Ende der Rubrik „Wiederentdeckte Gedichte“ in dem Band „Tarnkappe“ (2015) finden. Der Titel von Christoph Meckels erstem Lyrikband (1956) steht für „Gesammelte Gedichte“, die Wolfgang Matz in einer schönen Dünndruckausgabe vereint hat. Im Nachwort („Vom Schreiben unter dem Mond“) lässt der Herausgeber mit bibliophilem Eros die Originalausgaben von Meckels 29 Gedichtbänden Revue passieren. In chronologischer Reihenfolge sind sie hier nachzulesen, freilich ohne die Sinnlichkeit der Einbände, Heftungen, der Typografie und Grafiken. Keine historisch-kritische Ausgabe sei das, sagt die Editorische Notiz, sondern „eine solche ‚letzter Hand‘“, „in der Form, in der sein Autor es künftig gelesen wissen will“. „(...) brauchbar seit 1967“, schrieb Friedrich Christian Delius in der „Frankfurter Anthologie“ (FAZ, 20. 3. 2015) zu dem Gedicht „Musterung“ aus „Bei Lebzeiten zu singen“. Eine schönere Formulierung von Autor zu Autor, die gerade nicht ‚Zeitlosigkeit‘ meint, vielmehr fortbestehende, beständige Gegenwartsnähe, ist kaum vorstellbar. Sie trifft auf so viele poetische Texte Meckels zu.

Statt Nachlass eine selbstbestimmt bündelnde Edition „bei Lebzeiten“. So hat Meckel sein grafisches Œuvre in der „Weltkomödie“ zusammengefasst, so belegt es unter neuen Prosabänden eine Reihe bibliophiler Einzelausgaben, die erinnernd zurückblicken auf Begegnungen, Erlebnisse.

„Die Weltkomödie“ ist vollendet. In zwei monumentalen Bänden, 32 mal 24 cm messend, ist das „Werkverzeichnis der Druckgrafik“ erschienen, ein editorisches Glanzstück. Zwangsläufig verkleinert, maximal vier auf einer Seite, zeigen die 2049 Abbildungen ein Staunen machendes Panorama der Meckel’schen Bilderwelt aus 48 Jahren. Nach einem ersten „Bericht zur Entstehung einer Weltkomödie“ (1985) gibt der Künstler hier in Zwischentexten wie „Bericht ... I, II, III“ (1991, 2001, 2004) Auskunft über seine Arbeitsweise, seine Materialien, seine Motive. Bis zur detaillierten Schilderung des schmerzlichen Versagens seiner rechten Hand. „Mit einer Serie von vier Platten, der Gestalt eines Spielers, brachte ich die Komödie zu Ende.“ Letzte Worte dazu stehen in einer Rede vor der Bayerischen Akademie der Schönen Künste München „Zur Weltkomödie“ (2008), mit einem Zitat des französischen Filmregisseurs Jean-Pierre Melville, versal gedruckt: „Es gelang mir, weil ich nicht wusste, dass es unmöglich war.“

„Ich zeichne den Himmel des zwanzigsten Jahrhunderts“, schrieb Meckel 1985. „Er ist ein zerstörter Raum, ein technischer Limbo, Schauplatz von Macht und Zerstörung aller Art, Kloake des Erdballs. Abgas, Giftwolke, Schliere und Qualm. Rakete, Flugkörper, Bombe und Explosion. Aber die Weite und der große Wind, Weltlicht, worin meine Jugend für immer reich war. Raumjubiläum,

Licht, Revolte des Lebensgefühls.“ 2008: „Welt ist in zahllosen Zuständen des Schwindens, des Unkenntlichwerdens, des Kaputtgehens und Zerstörtseins.“ Es ist das Thema auch des Autors. „Selten war die Gemeinsamkeit zwischen den Grafiken dieses Künstlers (...) und den literarischen Texten so deutlich wie in seinem jüngsten Buch“, schrieb Helmut Böttiger zu „Einer bleibt übrig, damit er berichte“ (2005), mit dem Untertitel „Sieben Erzählungen und ein Epilog“ – „und man könnte sie sich fast genauso als einen Zyklus seiner Radierungen vorstellen“.

Vier der Texte erschienen bereits als Eremiten-Broschur (wie „Schlammfang“). Der „Koloß“, der in „Nachtmantel“ Oldie Flop hieß und in einer grässlichen Untergangsvision Gift und Gestank verbreitete, wird in „Aura“ als „Bior“ variiert. Er wird zerstört, was aus dem Krater „rausgeholt wurde, war versengt, es war zerfressen und war tot“. Tschernobyl ist nahe, Atommüll, Endlagerung, prophetisch Fukushima. Endzeit-Katastrophen, anonyme Verfolgung, Krieg, Lager, Tote. Reporter. Und Frauen. Auch in „Abraum“ und „Staubfang“ undurchsichtige Gestalten, latente Gefahren, merkwürdige Jobs. Dialoge, endend im Nichts. Den „Epilog: Findel“ durchschreitet ein kleines Mädchen, woher, wohin? Ein Paradigma für die vielen Kinder, die als geheimnisvoll weise, verlorene Geschöpfe das Herz anrühren – man denke an die eindringlichen Grafiken „Die Rechte des Kindes“ (1994), die dem Autor so wichtig sind. (Zu Findelkindern äußerte er sich 2010 in den „Münchener Reden zur Poesie“.)

Auch in „Nachtsaison“ (2008), einem Band mit 14 Erzählstücken, zwei ebenfalls schon veröffentlicht, sind sie da. Klein, doch wissend, „erwachsen“ und doch Kind. Oft namenlos, aber nicht immer.

Wie Toby, 19, in der Titelerzählung, der in Montza lebt – die Stadt selbst ein „Koloß“, ein Un-Ort wie Babylon-City –, und Sima, seine Schwester, mit der er schläft. Alles im Ungewissen; „ungefähr“, die Vokabel häuft sich in den späten Werken. Es sind Akteure mit zweifelhaften Aufträgen, Querverbindungen ergeben sich zwischen einzelnen Texten. Es gibt identifizierbare Orte und böse, unvertraute, wo Gangs kämpfen, wo verhört und gefoltert wird. Einzelgänger, Begegnungen. Sprechende Namen, „Dreckiger Jakob, Frierender Franz“, Irdisch-Unkraut, Windig. Und Luis.

Doppelt taucht er auf, in „Luis & Luis“ (2012), in der ersten der drei Erzählungen des Bandes.

Luis & Luis, der eine, der andere, Einer und Keiner auf der Piste, on the road: „Flucht oder Umzug, der Mensch ist zu Fuß unterwegs (...)“. Oder auf Rädern. Am Ende: „Sein Fahrrad lehnte an der Mauer, und er fuhr weg. Der VW von Einer-Luis stand, kristallweiß von Rauhreif, im Morgenlicht vor dem Kasten.“ Nunmehr wird der „Koloß“ zum „GROSSEN KADAVER“, in der bedrückenden Erzählung „Das Tragbrett“. Ein tagelang begehbare „nacktes Massiv“, ein „Leichnam“, „Ding oder Unding (...). Mißlungene Imitation einer Gottheit – Zerrbild, Fälschung, Blasphemie? –, eine kosmische Mißgeburt, auf den Erdball verstoßen, ein Vorbote unvorstellbarer Invasionen“. Der da getragen wird, bleibt allein. Am Ende: „Die Leere greift um sich, das Dunkel ist schon vollkommen. Die Zeit vertrocknet, sie trocknet aus, was Zeit in dir wurde, Zeit in dir war ...“ Ein Haus, ein Mensch, die Zeit – wie in kreisender Bewegung wird das durchgespielt in „Lebenslauf eines Windbeutel“, der dritten Erzählung. Es

sprechen der „Helle Geist“ und der „Finstere Geist“. Am Ende: „Das Echo verhallt. Der Raum ist leer.“

„Was bleibt von den Geschichten“, so Kathrin Kramer in der „Basler Zeitung“ zu „Luis & Luis“, „ist nicht erzählbar, es sind Sprache, Zeit und Raum.“ Darin poetisch verdichtet sind die Erfahrungen eines langen Lebens zwischen einem Herumstromern, offen für alle Eindrücke, Erlebnisse, Begegnungen, als Roadrunner, in Hotels und Babylon-City, und schöpferischer Sesshaftigkeit. Nach der „Erinnerung an Johannes Bobrowski“ (1978/1989) sind es vier Broschüren einer kleinen Reihe „Erinnerung“, die bei Libelle in liebevoller Ausstattung erschienen sind, 2015 auch gesammelt in „Erinnerungen an Lebzeiten“: „Wohl denen, die gelebt“ an Marie Luise Kaschnitz (2008), „Hier wird Gold gewaschen“ an Peter Huchel (2009), „Russische Zone“ an den Nachkrieg (2011), „Dunkler Weltteil“ an afrikanische Zeit (2013), jeweils mit einer oder mehreren Grafiken.

Kostbare Miniaturen, die im Austausch mit Menschen Meckels Vermögen bezeugen, sich zu öffnen, zuzuhören, zu schweigen, mit Sprache zu spielen, Erlebtes zu reflektieren. Von Verehrung getragen für Kaschnitz in Bollschwil und Rom, freundschaftlich mit Huchel in Berlin, DDR, im Westen. Beider Gräber liegen in Meckels ureigener Landschaft im Alemannischen, von beiden erzählt er. Mit Huchel ist zugleich das Erinnern an das Vater-„Suchbild“ da, die beiden Literaten hatten mit Günter Eich in „mehreren Sommern der Dreißigerjahre“ eine Zeit an der Ostsee verbracht.

Überraschend in ihrer autobiografischen Stringenz, faszinierend in der nüchternen Präzision der Sprache sind die folgenden Rückblicke – an die ersten Nachkriegsjahre in Erfurt, an „Afrikanische Zeit der Sechzigerjahre“. Der gerade Zehnjährige registriert wach die Trümmerstadt Erfurt, wo die Mutter mit den drei Söhnen und dem „*Dienstmädchen* Lucie“ Obdach bei ihren Eltern gefunden hatte. Besatzungszeit, amerikanische, Kaugummi, Blues, dann kamen die Russen. Angst, Hunger, Verzweiflung, das Kind erfährt die Grenzen menschlicher Existenz. Rückkehr nach Freiburg, in das „Zuhause, in das jeder Ausbruch zurückführen musste, und das umgebende badische Oberland, wo Frankreich, Deutschland und die Schweiz sich die Grenzen teilen – René Schickele hat diesen Reichtum ‚Die Himmlische Landschaft‘ genannt“: ein Schlüsselsatz für das ganze bewegte Leben des Christoph Meckel. Ein Ausbruch hatte den „Straßenläufer“ nach Afrika gebracht. Menschen werden zu Geschichten, Gedichte ihnen gewidmet. Wirft „Russische Zone“ ein winziges Schlaglicht auf einen Besuch bei Paul Celan in Paris, so nimmt hier der Anreger, Förderer und Erforscher afrikanischer Kultur Ulli Beier, der Freund, eine zentrale Stellung ein, in einem Porträt voller Empathie, Gedenktafel dazu für das einmalige, von Kennern geschätzte, von Ulli Beier begründete und jahrelang geleitete Iwalewa-Haus in Bayreuth.

Solchen Erinnerungen voraus ging ein schlankes Bändchen im modo-Verlag, „H.B.G.“ (2005), ein wunderbar historisch imaginiertes Prosa-Medaillon um den Schöpfer des Freiburger Münster-Altars und den im nahen Kolmar tätigen Grünwald – und den Autor, vorwegnehmend die „Russische Zone“: „(...) aus dem zertrümmerten Erfurt zurück in das zertrümmerte Freiburg (...). Die Bombentrichter waren tief, voll Gras, dort waren Holunder- und Haselbüsche gewachsen. Unter Zweigen richtete ich mich ein, baute Höhlen aus Laub und Unkraut, flüchtete aus Gymnasium und Elternhaus. Hier konnte ich sein, wie

ich war. (...) Eine andere Freistatt war das Münster (...). Der Freiburger Hochaltar war das erste Kunstwerk, das ich entdeckte und sehen lernte, und Hans Baldung Grien der erste Name eines Malers, der sichtbar mit einem Kunstwerk verbunden war (...).“ Eine Initiation durch christliche Kunst und Dialektik. „Was ich mache“, schließt Meckel, „Jahrhunderte später, ohne Hilfe Gottes und –“

Weitere Texte blicken signifikant zurück. „für clarisse“ (2015) ist eine exquisit ausgestattete Broschur mit ausklappbaren Grafik-Tafeln und einem zum Umschlag gefalteten, doppelseitig bedruckten Poster. Darauf stehen Auszüge aus einem früheren Essay, in dem Christoph Meckel „Romanfiguren“ und „Kunstfiguren“ unterscheidet, von literarhistorischen und eigenen Kunstfiguren berichtet (oft sind es Kinder, das Motiv ist vertraut). „Die zuletzt beendete Figur ist Clarisse.“ Sie ist nicht neu, hatte ihre Bilder schon vor den Worten, 23 an der Zahl, aufgereiht im ersten Band des großen Werkverzeichnisses der „Weltkomödie“. Nun kommen die Gedichte hinzu, 62 in fünf Abschnitten.

„Wer ist Clarisse.“ So beginnt der Autor seinen „Nachsatz“, auch dieser leicht verändert dem Essay entnommen. „Clarisse ist ein Kind, hat diesen einen Namen und jedes Alter zwischen dem fünften und achtzehnten Jahr.“ Er schenkt ihr Zeichnungen und Gedichte – „sie scheint sie zu mögen“ –, manche „zu früh“, aber: „Fremd ist ein Wort, das sie nicht kennt.“ Zunächst sind es wirklich Kindergedichte, aber mit doppeltem Boden. „Die Schnecke / hat ein Haus / ohne Fenster, // der Wiedehopf / eine Feder / ohne Hut, // der Teufel / einen Pferdefuß / ohne Pferd, // und was hast du?“ Nicht gradlinig, doch spürbar komplexer wachsen die Gedichte mit jedem Abschnitt. Im „Bericht vom Kind“ löst Bedrohung sich auf:

„So dunkel, daß nichts mehr
hell war auf Erden.
Ein Tier stand auf der Straße.
Das Kind kehrte um.
(...)
Es kehrte um,
ein Tier stand auf der Straße.
Es war der Hund
mit den neunzig Zähnen,
neunzigmal Hunger auf das Kind.

Aber das Kind.
Ich sah es fliegen,
fliegen hoch davon und fort.
Im Dunkeln die Hunde
fraßen sich gegenseitig auf.

Auch die Radierungen, entstanden zwischen 1970 und 2004, zeigen Spielerisches und Dunkles, Gefährliches. Manche Gedichte scheinen ihnen zu entsprechen, die „Musikanten“, „Das Land Mandalon“ („Die Stachelkappe des Iglers / scheuert durch den Machandelbaum ...“), „Adieu“ („Das Meer / wurde in die Luft gesprüht ...“). Tiere sind wichtig, Kuckuck, Maus, Hund, Pferd, Vögel. Unter all den freien Versen, den kurzen, langen, versteckt sich in bitter gereimten Terzinen der „Suppenkaspar“, der so endet: „Abdecker, Schinder

meiner Not / der Stein und Wasser kocht für mich! // Erst hungre ich! Dann bin ich tot.“ Diese Worte werden genau wie die letzten des Bandes, „Gedicht für jeden Tag“, „nicht mehr für das Kind, sondern für eine sehr junge Frau“ sein, „die ahnt oder weiß, was es heißt, in der Zeit zu sein“, wie Meckel dazu in jenem Essay schreibt. Im Gedicht heißt es: „Ich habe keine Wünsche, aber ich will / dich nicht sterben sehn in Chemie und Eisen. / Widerspenstige Hoffnung. Ich will deiner Freude / Kirschblüten schenken, nicht Paragraphen, Asyle.“ Die Hoffnung ist widerspenstig geworden, das „Lied von der Freundlichkeit der Welt“ klingt trotziger. Und doch: „Wie hätte ich Clarisse erschaffen können, ohne Zärtlichkeit für sie zu empfinden.“ („Nachsatz“)

Der Querband „Schulbeginn“, erschienen „zum 60. Publikationsjubiläum 1956–2016 von Christoph Meckel“ in der edition paroikia, vereint zwei kostbare Erinnerungsstücke: Texte und Bilder, die nach einer Ausstellung nur als Mappe im Besitz von Verleger Winand Herzog vorlagen, sowie bislang unveröffentlichte Aufzeichnungen.

„La rentrée des classes“ (nur der Titel ist französisch), farbig „gezeichnet und geschrieben in Rémuzat 8.–9. September 1989“, erzählt einfach vom ersten Schultag nach den Ferien und stellt dazu fantastische Bilder in Mischtechnik, alles beobachtete Erfindungen, liebevoll-wehmütig gestimmt. „Als ich in die Schule kam. Zyklus von einem Dutzend Miniaturen“, geschrieben 2014 in Freiburg, handelt vom ersten Schultag im Schwarzwald-Dorf, von Tieffliegern und vom Brand Freiburgs am 27. November 1944, von ersten Worten: „Heute noch schreibe ich jedes Wort mit der Hand, und jedes Wort gehört mir, weil ich es mit der Hand schreibe.“ Und vom alten Herrn Kaufmann, der abgeholt wird, handelt die letzte Text-Miniatur – „Höchste Zeit, dass der Jude fortkommt“, schreit eine Nachbarin. „Ich sah oder spürte: Der Herr Kaufmann kam nicht wieder.“

Monsieur Bernstein kam wieder, aus Auschwitz, und lebt in Villededon wie Meckel. Die „Sieben Blätter für Monsieur Bernstein“ (1985) sind in den Band „Eine Tür aus Glas, weit offen“ (2020) aufgenommen, der „Gesammelte Prosa“ zwischen 1976 und 2013 enthält, 24 Stücke, in Einzeldrucken oder Sammelbänden verstreut. Auch der bei „Clarisse“ zitierte Essay ist dabei, überschrieben „Die Kerle haben etwas an sich, Kunstfiguren, Liebliche Berge“ (2007).

Vom Autor noch selbst gesammelte und geordnete Texte, „nicht *sämtliche* Prosa“, so betont Herausgeber Wolfgang Matz in seiner „Editorischen Notiz“ (nachgestellt einer schönen „Erinnerung an Christoph Meckel“), im Unterschied zu den in „Tarnkappe“ (2015) nahezu vollständig gesammelten Gedichten; Texte zum Wiederentdecken oder überraschenden Kennenlernen. Enthalten sind Buchveröffentlichungen wie „Sieben Blätter“ oder „Das bucklicht Männlein“ (1981), mit den dazugehörigen Bildern, Gedenkblätter, etwa für Nicolas Born, die Künstler Peter Ackermann, Günter Schöllkopf und Naftali Bezem, eine bestürzende Bildbetrachtung „Die Schwere der zerstörten Welt. Hugo Simbergs verwundeter Engel“ (1987), eine brillante „Laudatio auf Irène Heidelberger-Leonard“ und deren Jean-Améry-Biografie (2005), dezidiert Autobiografisches wie die Titelgeschichte „Eine Tür aus Glas“ in seinem provençalischen Haus (1993), die „ist im Sommer offen, auch nachts und im Regen“, oder „Der Freiburger Münsterturm“ (1997) – im Grunde ist alle hier gesammelte Prosa autobiografisch. Es sind Berichte vom Schreiben, von

Büchern, bis zum Schluss, „Luftraum und Himmel“ (2009), wenn Meckel, ausgehend von der biblischen Schöpfungsgeschichte, bekenntnisthaft schreibt: „Ich zeichne und schreibe den Himmel des zwanzigsten, dann einundzwanzigsten Jahrhunderts. Es ist ein Versuchs- und Manöverraum von Technik und Machtanspruch, Schauplatz von Zerstörung, Kloake des Erdballs, Giftwolke, Abgas, verfinsterte Sonne ...“ und, zurückblickend, „Himmel, Spielraum der Kindheit, in den hinauf ich meine selbstverständlichen wie unbescheidenen Hoffnungen fliegen ließ, Vorstellungen, Ahnungen, Träume und Papierfetzengrüße an Gott. Eines Abends wurde mir Antwort gegeben vom Krieg. Bombengeschwader kamen und luden ab. Ich erlebte die Zerstörung von Freiburg und Erfurt (...).“ Letzter Satz: „*Himmel*, ein Wort, es ist restlos und leuchtet.“

Das fertige Buch der „Gesammelten Prosa“ erlebte Christoph Meckel nicht mehr. Den „Antiquaria-Preis für Buchkultur“ konnte er, sehr krank, am 23. Januar 2020 in Ludwigsburg nicht mehr selbst in Empfang nehmen, sechs Tage später starb er in Freiburg. Seine Dankesworte hatte Gila Funke-Meckel gelesen. Darin streift er, erfreut, dass „zum ersten und einzigen Mal meine zwei Hauptberufe als zusammengehörig öffentlich wahrgenommen“ wurden, durch sein Leben. Vom Zehnjährigen, der „zu zeichnen und zu schreiben begann“, bis zu den Bedrohungen der Gegenwart. „Die Zeit, in der ich anfang, geht auf eine Endzeit zu.“ Und dankt mit einem Gedicht, das möglicher Enttäuschung ein Trotzdem entgegenstellt (aus „Anzahlung auf ein Glas Wasser“, 1987): „PARADISO TERRESTRE – der Stoff hat sich nicht erschlossen. Die Zeit vergeht. Ich behalte das Wort. Es ist restlos und leuchtet.“

In der Betrachtung „Luftraum und Himmel“ sieht Meckel eine „mögliche Antwort auf die Schöpfungsgeschichte“ aus der Kunst kommen, „vor allem aus dem Gedicht“, und zitiert ein eigenes, „Von Anfang zu Anfang“ (aus „Seele des Messers“, 2006). Kosmisch-hymnische Zeilen prägen es, zwei Mal mündend in die Formel „von Anfang zu Anfang, Ende zu Ende“. Die Parallele zum liturgischen Gebetsschluss aus den Psalmen „von Ewigkeit zu Ewigkeit“ liegt nahe. Und in die Mitte der Doppelbilanz seines Schreibens, zwischen gesammelte Poesie und Prosa, fallen zwei wahrhaft große Poeme, zusammengefasst unter dem Titel „Kein Anfang und kein Ende“ (2017). Noch einmal zieht Christoph Meckel hier in den Bann seiner wortfindenden Fantasie, seines Erschaffens von Un-Wirklichkeit, seiner codierten Wahrheiten.

„Dunkelfang“, das erste, zweiteilige Poem, berichtet: „Ich war der Blindenführer des Unbekannten“, eines Alten, hundertjährig „oder mehr“. Aber er träumt den Traum vom Bärenführer, „Mein Bär kann tanzen / nach schönen Weisen, die ich auf der Nussholzflöte / erfunden und geübt im Laufen. Auch viel Singspiel / aus meiner Krah-Krah-Krähenstimme“. Mit der krächzt er (gedruckt in Versalien): „Kind, hier auf der Erden / kann nichts daraus werden / außer ein Stiefkind allein. / Um Diesseits betrogen / mit Luft aufgewogen / und was es nicht sein kann / das lässt man es sein. // Nicht auffindbar werden / Stiefmensch auf Erden / und länger tragen / als lange kann sein. / In Todes Tagen / an Hungers Tuch nagen / verdursten am Wasser / ersaufen im Wein.“ Solche Passagen in Großbuchstaben ziehen sich, meist ungereimt, durch das Poem, vielleicht verbirgt sich der Autor in derart lyrisch komprimierten Einschüben. Auch am Schluss von Teil I: „Er ging davon im Gegenlicht des frühen Herbsttags.“ Zuvor hatte der Junge, der „Leitbursch“, einen Wagen und

einen Esel gekauft, eine Frau nimmt er mit – „Wie man Liebe macht, im Wagen, vor den Ohren des Blinden neben mir ...“ Sie will ihn fortlocken vom Alten, er geht allein. Aber ist wieder da, im zweiten Teil, wie der Alte, den inzwischen wer weiß „wie viele Lotsen“ begleitet haben. Im Stil einer behördlichen Untersuchung, die jedoch nichts Negatives ergibt, beginnt die Fortsetzung, dann geht der Ich- und Wir-Bericht weiter. Sie fahren im Jeep – „Auf Nebenstraßen im Hinterland, steinigten Pisten, / sahn wir im Abseits der Landschaft, / was aus den Zeiten noch immer / unzerstört in die Zeit kommt: Pflanzen, Geschöpfe, Kinder (...).“ In einer „Coda“ wird das spurlose Verschwinden des Alten gemeldet. „NONSENS. DAS IST KEIN ENDE“ kommentiert das „der Mann im Jeep“. Er bleibt „allein unterwegs auf den Pisten der alten Erde ... im Licht der Welt. Dort hat die Erzählung ein Ende.“

Das zweite, dreiteilige Poem „MEER! MEER!“ beginnt mit dem Satz „Anfang eines Gedichts das keinen Anfang und kein Ende hat“. Schon in „Dunkelfang“ wurde das Meer in wohlbekanntem Metaphern beschworen: „Irgendwo muss das Meer sein (...) die Brandung, der Wind, der Kranich im Wind“. 1965 gab es den Kranich in dem Zyklus „Das Meer“ aus 61 Radierungen. „Meer! Meer!“ ist der Titel eines Blattes in dem Zyklus „Anabasis“ (erschien 1982, mit 70 Radierungen), Titel des berühmten Geschichtswerks von Xenophon aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert, das in dem befreiten Ausruf *Thalatta!* *Thalatta!* gipfelt, so zitiert auch Meckel es griechisch.

„Meer! Meer!“ ist das Sehnsuchtsziel zweier Liebender. Sie treffen aufeinander „und erkannten einander“, heißt es, wie öfter, in biblischer Sprache. Dialoge des Nahseins, erzählte Geschichten. Sie steigen von der Höhe ab, Gefährdungen ausgesetzt, konfrontiert der beschädigten Natur. „Das Meer, egal welches Meer, ist lange verschollen (...) Was blieb, sind Sümpfe aus Wrack und Salz“. „Meer! Meer!“ ist ein Hohelied, ein zarter Hymnus der Liebe, der Schöpfung, Gesang und Abgesang zugleich. Mythische Gestalten, archaische Bilder, kosmische Brechungen, Rückblenden in das eigene Werk, Rhythmus und Freisatz – all das gibt dem Langedicht einen unwiderstehlichen Sog. Behutsam tastet die Sprache sich an Müdigkeit und Kranksein heran. „Du atmest, du atmest! / Ich kann nichts andres als atmen –“ Und dann, in Großschrift: „Ihm blieb mehr Zeit als Leben, / was er wusste war wenig: / Ich werde sterben, aber du bist tot.“ Er „packte die Tote auf die Schulter“, vergrub sie „in einer Brache des Berglands. / Auf der Brust lagen Steine“. Im dritten Teil ist er allein, erlebt Erinnerung, verwüstete Landstriche. „Nimm deine Tote, die einzige, mit dir, / wo immer du hinkommst, zum Meer.“ Ganze Textblöcke des Bisherigen werden wiederholt, variiert, vom Plural in die Einzahl gesetzt. Rekapitulationen des Gewesenen. Nicht mehr: „Fliegen sie? Sie fliegen, / aber verstecken den Zauber. / Man sah sie fliegen, / sie flogen über das Bergland (...).“ Und jetzt: „Fliegt er? Er flog nicht allein / und zeigte den Zauber. / Man sah die Liebenden fliegen, / sie flogen zum Meer (...).“ Letzter Satz: „Sie rief: Sprich mir nach, wir fliegen! wir fliegen!“

Einmal ist in „Meer! Meer!“ von den beiden zu lesen: „Sind sie Kinder, sind sie keine – / sie sind keine Kinder und träumen / ein Bergland von Anfang zu Anfang, von Ende zu Ende, / Ararat, Atlas, Olymp ohne Zufahrt und Geografie (...).“ Dazu der Titel des Bandes – „Kein Anfang und kein Ende“. Was anderes könnte das sein als eine Chiffre für Ewigkeit?

Primärliteratur

„Tarnkappe. Gedichte“. Mit vier Graphiken. München (Unverhau) 1956.

„Hotel für Schlafwandler. Gedichte“. Mit vier Ätzungen. Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1958. Veränderte Neuausgabe mit acht mehrfarbigen Originalgraphiken: Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1971.

„Nebelhörner. Gedichte“. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1959.

„Moël“. Radierungen und Vorwort. Hamburg, München (Ellermann) 1959.

„Die Stadt“. Radierungen. Hamburg, München (Ellermann). 1960. Auch in: Bilderbotschaften. München (Ellermann) 1969.

„Der Krieg“. Radierungen und ein Gedicht. Hamburg, München (Ellermann) 1960. Auch in: Bilderbotschaften (Ellermann) 1969.

„Welttheater“. Radierungen und Vorwort. Hamburg, München (Ellermann) 1960. Auch in: Bilderbotschaften. München (Ellermann) 1969.

„Manifest der Toten. Und vier Holzschnitte. Proroman II“. Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1960. Überarbeitete Neuausgabe mit acht Zeichnungen: Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1971. (= Broschur 24).

„Der Turm“. Radierungen. Hamburg, München (Ellermann) 1961.

„Im Land der Umbramauten“. Prosa. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1961.

„Wildnisse. Gedichte“. Frankfurt/M. (Fischer) 1962.

Walter Aue: „worte die worte die bilder. Texte hinter der Wirklichkeit“. Mit Graphiken von Christoph Meckel. Köln-Sülz (Hake) 1963.

„Dunkler Sommer und Musikantenknochen. Erzählung“. Berlin (Friedenauer Presse) 1964. Auch in: Werkauswahl. München (Nymphenburger) 1971. Auch in: Ein roter Faden. Gesammelte Erzählungen. München (Hanser) 1983.

Voltaire: „Candide oder der Optimismus. Zadig oder das Schicksal. Der weiße Stier“. Radierungen von Christoph Meckel. Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1964.

„Gedichtbilderbuch“. Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1964. (= In die Maschine gemalt 2).

„Gwili und Punk“. Groningen (Noordhoff) 1965.

„Tullipan. Erzählung“. Mit zwei Zeichnungen. Berlin (Wagenbach) 1965. (= Quartheft 2). Neuausgabe zusammen mit „Die Notizen des Feuerwerkers Christopher Magalan“: Berlin (Wagenbach) 1980. (= Wagenbachs Taschenbücherei 75).

„Das Meer“. Radierungen und Einleitungstext. München (Ellermann) 1965.

„Radierungen, Holzschnitte, Zeichnungen, Graphik-Zyklen, Bücher“. München (Neue Münchner Galerie) 1965. (= Katalog 9).

Wolfgang Dick: „Nachtstücke – versetzbar. Gedichte“. Mit vier Holzschnitten von Christoph Meckel. Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1965. (= Passgänge 6).

„Lyrik, Prosa, Graphik aus zehn Jahren“. Hg. von Wilhelm Unverhau. München (Unverhau) 1965. (Mit Bibliographie von Wulf Segebrecht).

„Die Notizen des Feuerwerkers Christopher Magalan. Briefe, Zeichnungen, Dokumente“. Berlin (Wagenbach) 1966. (= Quartheft 12). Neuausgabe

zusammen mit „Tullipan“: Berlin (Wagenbach) 1980. (= Wagenbachs Taschenbücherei 75).

„Die Savannen“. Gedichte und Radierungen. Hg. von der Deutschen Afrika-Gesellschaft. Bonn 1966.

„Bertolt Brechts Hauspostille“. Radierungen von Christoph Meckel. Frankfurt/M. (Büchergilde Gutenberg) 1966.

„Ode an mächtige Mannschaften“. In: Doppelinterpretationen. Das zeitgenössische Gedicht zwischen Autor und Leser. Frankfurt/M. (Athenäum) 1966.

„Der glückliche Magier“. Erzählungen und Prosa. Baden-Baden (Signal) 1967. (= Signal-Bücherei 7).

„Der Wind, der dich weckt, der Wind im Garten. Eine Romanze für Stimmen“. Neuwied, Berlin (Luchterhand) 1967. (= Texte neuer Hörspiele).

„Die Dummheit liefert uns ans Messer“. Ein Zeitgespräch in zehn Sonetten mit Volker von Törne. Berlin (Friedenauer Presse) 1967. 2., erweiterte Auflage mit einer Fortsetzung des Gesprächs im Jahr 1982: Berlin (Friedenauer Presse) 1983.

„Bei Lebzeiten zu singen. Gedichte“. Berlin (Wagenbach) 1967. (= Quarthefte 18).

„In der Tinte“. Gedichte und Graphiken. Berlin (Neue Rabenpresse) 1968. (250 nummerierte und signierte Exemplare).

Georg Heym: „Gedichte“. Auswahl und Vorwort von Christoph Meckel. Frankfurt/M., Hamburg (Fischer) 1968. (= Fischer-Bücherei 866).

„Die Balladen des Thomas Balkan“. Berlin (Stollenwerk) 1969.

„Bilderbotschaften“. Mit einer Werkstattnotiz. München (Ellermann) 1969.

„Jasnandos Nachtlid. Gedichte und 5 Linolschnitte“. Freiburg (Syrinx Presse) 1969. (= Quadrate 5). (100 Exemplare). Erweiterte Neuauflage: Berlin (Privatdruck) 1985.

„You're welcome“. Mappe mit sieben signierten Offsetlithographien, einer Titelvignette und drei Gedichten. Berlin (Atelier Siebrasse) 1969. (150 nummerierte Exemplare).

„Gedichte aus Biafra“. Mit einer Graphik von Christoph Meckel. Berlin, Neuwied (Luchterhand) 1969. (= Luchterhands Loseblatt Lyrik 15).

Christopher Middleton: „Der Taschenelefant“. Satire. Mit zehn Graphiken von Christoph Meckel. Berlin (Neue Rabenpresse) 1969. (300 nummerierte und signierte Exemplare).

„Amüsierpapiere oder Bilder aus Phantasus' Bauchladen“. Farbzeichnungen und Vorwort. München (Ellermann) 1969.

„Eine Seite aus dem Paradiesbuch. Hörspiel“. Mit vier Zeichnungen. Berlin (Wagenbach) 1969. (= Quarthefte 36).

„Kraut und Gehilfe“. Erzählung. Berlin (Friedenauer Presse) 1970. (400 Exemplare).

„Zettelphilipp. Sieben Graphiken und ein Gedicht“. Berlin (Rainer) 1970. (500 nummerierte Mappen).

Christopher Middleton: „Wie wir Großmutter zum Markt bringen. Gedichte & Prosa“. Mit Original-Graphiken von Christoph Meckel. Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1970. (= Broschur 18).

„Die Geschichte der Geschichten“. Bilder von Lilo Fromm. München (Ellermann) 1971.

„Handzeichnungen, Radierungen, Bücher“. Ausstellungskatalog. München (Neue Münchner Galerie) 1971.

„Werkauswahl. Lyrik, Prosa, Hörspiel“. Hg. von Wilhelm Unverhau. München (Nymphenburger) 1971. (Mit Bibliographie von Wulf Segebrecht). 2., bibliographisch ergänzte Auflage: München (Nymphenburger) 1981.

„Lieder aus dem Dreckloch“. Handschriftliches Gedicht und Graphiken. Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1972. (= Broschur 33).

„Verschiedene Tätigkeiten. Geschichten, Bilder und Gedichte“. Stuttgart (Reclam) 1972. (= Reclams Universal-Bibliothek 9378).

Christa Reinig: „Die Ballade vom blutigen Bomme“. Original Linol- und Holzschnitte von Christoph Meckel. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1972.

„Kranich. Erzählungen“. Mit zehn Zeichnungen. Stierstadt im Taunus (Eremiten-Presse) 1973. (= Broschur 41).

„Bockshorn. Roman“. München (Nymphenburger) 1973. Lizenzausgabe: Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1975.

„The Graphik Work of Christoph Meckel. Etchings, Woodcuts, Linocuts, and colored Drawings“. Ausstellungskatalog. Austin, Texas (Laguna Gloria Art Museum) 1973.

„Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Verkündet von der Generalversammlung der Vereinten Nationen am 10. Dezember 1948“. Mit 30 Radierungen von Christoph Meckel. Frankfurt/M. (Büchergilde Gutenberg) 1974.

„Wen es angeht“. Gedichte und Graphiken. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1974. (= Broschur 53).

„Die Gestalt am Ende des Grundstücks“. Prosa. Mit acht Miniaturen. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1975. (= Broschur 60).

„Nachtessen. Gedichte“. Mit einer Zeichnung. Berlin (Literarisches Colloquium) 1975. (= LCB-Editionen 39).

„Flaschenpost für eine Sintflut. Lyrik, Prosa, Grafik“. Hg. von Klaus Schuhmann. Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1975.

„Bilder. Graphik“. Hamburg (Galerie Brockstedt) 1976.

„Der Strom. Ein Zyklus“. Radierungen und Vorwort. Leverkusen (Braun) 1976.

„Liebesgedichte“. Mit fünf Radierungen. Berlin (Anabis) 1977. (= Sammlung Anabis 8).

„Licht. Erzählung“. München (Nymphenburger) 1978.

„Erinnerung an Johannes Bobrowski“. Mit drei Veduten. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1978. (= Broschur 87). Erweiterte Neuausgabe: München, Wien (Hanser) 1989.

„Über das Fragmentarische“. Rede. Wiesbaden (Steiner) 1978. (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der Klasse der Literatur 1978, 4).

„Sonderband Poesie“. Zusammenstellung, Gebrauchsanweisung und fünf Zeichnungen. Fürth (Klaußner) 1978. (= Nürnberger Blätter für Literatur 4).

„Säure. Gedichte“. Mit einer Graphik. Düsseldorf (Claassen) 1979.

„Hab aufgelesen meine Spuren“. Gedicht. Gefaltetes Blatt mit dem Faksimile der Handschrift und einer Zeichnung. Berlin (Privatdruck) 1979.

„Christoph Meckel & Christopher Middleton: Bilderbücher 1968/1978“. Ausstellungskatalog. Berlin (Berliner Künstlerprogramm des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, DAAD) 1979.

„Ausgewählte Gedichte 1955–1978“. Königstein im Taunus (Athenäum) 1979. (= Das Gedicht 2).

„Suchbild. Über meinen Vater“. Mit einer Grafik. Düsseldorf (Claassen) 1980.

„das Dings da“. 30 Zeichnungen (Offsetlithos) mit Texten. Nachwort von Franticek Hausbrand. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1980. (= Broschur 99).

„Die Sachen der Liebe“. Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1980. (Enthält die Erzählung „Licht“ und die Gedichtsammlung „Säure“).

„Tullipan. Die Notizen des Feuerwerkers Christopher Magalan“. Berlin (Wagenbach) 1980. (= Wagenbachs Taschenbücherei 75).

„Tunifers Erinnerungen und andere Erzählungen“. Mit zehn Zeichnungen des Autors. Frankfurt/M. (Fischer) 1980. (= Fischer Taschenbuch 2090).

„Das zahnlos geschlagene Wort“. Hg. zusammen mit Christoph Buchwald. Düsseldorf (Claassen) 1980. (= Claassen Jahrbuch der Lyrik 2).

„Jedes Wort hat die Chance einen Anfang zu machen“. Rede zur Verleihung des Bremer Literaturpreises 1981. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 1.2.1981. Buchausgabe: München (Hanser) 1981. (= Bogen 5).

„Nachricht für Baratynski“. Mit einer Zeichnung des Autors. München (Hanser) 1981.

„Das bucklicht Männlein. Ein altes Lied in Bild und Schrift gesetzt“. Mit einer Einleitung von Christoph Meckel und mit einer Erinnerung von Walter Benjamin. Frankfurt/M. (Insel) 1981. (= Insel-Bücherei 1011).

„Dankrede“. Zur Verleihung des Ernst-Meister-Preises 1981. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 25./26./27. 12. 1981.

„Der wahre Muftoni. Erzählung“. Mit zehn Zeichnungen des Autors. Nachwort von Sylvia Hasenhut. München (Hanser) 1982.

„Anabasis“. 88 Radierungen mit einer Vorbemerkung. München (Hanser) 1982.

„Ein roter Faden. Gesammelte Erzählungen“. Mit einer Radierung. München (Hanser) 1983.

- „Sein Herz ist sein Rücken“. Hg. von der Literarischen Vereinigung (Scheffelbund) Karlsruhe. Karlsruhe (von Loeper) 1983.
- „Zeichnungen und Bilder“. Mit autobiographischen Anmerkungen. Hg. von Albert Baumgarten. Berlin (Charlottenpresse) 1983.
- „Die Gestalt am Ende des Grundstücks. Erzählungen“. Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1984.
- „Souterrain. Gedichte“. Mit einer Radierung. München (Hanser) 1984.
- „Jahreszeiten“. Acht Zyklen mit 48 farbigen Zeichnungen und Texten. Hg. von Volkhardt Bethke. Berlin (Verlag für zeitgenössische Kunst) 1984.
- „Zeichnungen, Radierungen“. Ausstellungskatalog und Sonderdruck. Reutlingen (Hans-Thoma-Gesellschaft) 1984. (500 Exemplare).
- „Bericht zur Entstehung einer Weltkomödie“. Mit einer Radierung. München (Hanser) 1985.
- „Sieben Blätter für Monsieur Bernstein“. Mit sieben Abbildungen. Stuttgart (Radius) 1986. (= RadiusBibliothek).
- „Christoph Meckel. Bilder – Bücher – Bilderbücher“. Ausstellungskatalog. Bamberg 1986.
- „Plunder“. München (Hanser) 1986.
- „Zeichnungen. Bilder. Radierungen“. Mit zwei Gedichten und einem Text „Zur Biographie des Zeichners“. Freiburg i. Br. (Baumgarten) 1987.
- „Anzahlung auf ein Glas Wasser. Gedichte“. München (Hanser) 1987.
- „Berliner Doodles“. Zeichnungen. Berlin (Oberbaum) 1987.
- „Das Buch Jubal. Gedicht-Zyklus“. Mit Original-Offsetlithographien des Autors. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1987. (= Broschur 145).
- „Limbo, ein Zyklus“. Radierungen. Wiesbaden (Steiner) 1987. (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der Klasse der Literatur 1987, 1).
- „Zeichnungen und Graphik“. Ausstellungskatalog. Bergisch-Gladbach (Keller-Galerie Däberitz) 1987.
- Gerd Henninger: „Träume“. Mit sieben Zeichnungen von Christoph Meckel. Warmbronn (Keicher) 1987.
- „Poetische Grabschriften“. Mit zehn Radierungen. Hg. von Wulf Segebrecht. Frankfurt/M. (Insel) 1987. (= insel taschenbuch 951).
- „Signatur 7. Zeit·Schrift·Bild“. 28 farbige vom Autor gestaltete Text-Bild-Seiten. Remagen-Rolandseck (Rommerskirchen) 1987.
- „Die Kirschbäume. Sieben Gedichte“. Warmbronn (Keicher) 1987/88. (= Roter Faden 14).
- „Christoph Meckel. Begleitheft zur Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt/M., 2. bis 30. November 1988“. Frankfurt/M. (Stadt- und Universitätsbibliothek) 1988.
- Ruth Reichstein: „Lichterloh“. Gedichte. Zeichnungen von Christoph Meckel. Frauenfeld (Im Waldgut) 1988.

- „Hundert Gedichte“. Auswahl und Nachwort von Harald Weinrich. München (Hanser) 1988.
- „Pferdefuß. Gedichte“. Mit 15 Zeichnungen des Autors. Hg. von Uwe-Michael Gutzschhahn. Ravensburg (Maier) 1988. (= Ravensburger Taschenbücher 1674/RTB Gedichte 3).
- „Das Buch Shiralee. Gedicht-Zyklus“. Mit acht farbigen Original-Offsetlithografien des Autors. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1989. (= Broschur 155).
- „Christoph Meckel. Weltwundertüte voll Stückwerk“. Lichtenfels (Meranier-Gymnasium) 1989. (= Leseheft des Meranier-Gymnasiums zur Dichterlesung 4).
- „4 Tage im Mai. Ein deutsch-israelisches Lesebuch“. Hg. zusammen mit Efrat Gal-Ed. Freiburg i. Br. (Kulturamt der Stadt) 1989.
- „Von den Luftgeschäften der Poesie. Frankfurter Vorlesungen“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1989. (= edition suhrkamp 1578).
- „Vakuum“. Zehn Gedichte mit einer Grafik. Warmbronn (Keicher) 1990. (= Roter Faden 26).
- „Radierungen“. Ausstellungskatalog. Freiburg i. Br. (Baumgarten) 1990.
- „Zünd and Other Stories“. Zweisprachige Ausgabe. Übersetzung: Carol Bedwell. Lewiston, N.Y. (Mellen) 1990. (= Studies in German Language and Literature 2).
- „Snow Creatures and Other Stories“. Zweisprachige Ausgabe. Übersetzung: Carol Bedwell. Lewiston, N.Y. (Mellen) 1990. (= Studies in German Language and Literature 3).
- Tuvia Rübner: „Wüstenginster. Gedichte“. Hg., Übersetzung aus dem Hebräischen und Nachbemerkung zusammen mit Efrat Gal-Ed. München, Zürich (Piper) 1990.
- „Container. Ein Poem“. Berlin (Privatdruck) 1991.
- „Die Messingstadt. Roman“. München (Hanser) 1991.
- „Hans im Glück“. Gedichte mit 6 Grafiken. Köln (ZYpresse) 1991.
- „Jemel. Ein poetisches Kunstmärchen im Bildruck“. 11 Blätter mit Textbeilage in einer Mappe. Hg. von Lothar Lang und Hans Marquardt. Leipzig (Reclam) 1991. (= Grafik-Edition 32).
- „Manuskriptbilder 1962–1992“. Freiburg i. Br. (Baumgarten) 1992.
- „Shalamuns Papiere. Roman“. München (Hanser) 1992.
- „Votiv. Sieben kleine Tafeln mit einem Gedicht“. Mappe. Warmbronn (Keicher) 1992. (30 nummerierte und signierte Exemplare).
- „Schlammfang. Erzählung“. Mit acht Offsetlithografien. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1993. (= Broschur 175).
- „Stein“. Gedicht. Frauenfeld (Atelier Bodoni) 1993. (= Bodoni Poesie Blatt 22).
- „Alles andere steht geschrieben. Ein deutsch-israelisches Lesebuch“. Hg. zusammen mit Efrat Gal-Ed. Kiel (Neuer Malik Verlag) 1993.

„Archipel. Erzählung“. Mit acht Offsetlithografien. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1994. (= Broschur 179).

„Die Rechte des Kindes. Das Übereinkommen über die Rechte des Kindes verabschiedet von der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York am 20. November 1989“. Mit 28 Radierungen und einem Nachwort. Ravensburg (Maier) 1994.

Avram Ben Yitzhak: „Es entfernen sich die Dinge. Gedichte und Fragmente“. Hg., Übersetzung und Nachwort zusammen mit Efrat Gal-Ed. München, Wien (Hanser) 1994.

„Eine Hängematte voll Schnee. Erzählungen, Zeichnungen, Fragmente“. Fotos von Renate von Mangoldt. Berlin (Aufbau) 1995. (= Text und Porträt 18).

„Gesang vom unterbrochenen Satz. Drei Poeme“. München (Hanser) 1995.

„Immer wieder träume ich Bücher“. Gedichte und Grafiken. Zum 60. Geburtstag ausgewählt von Freunden. Warmbronn (Keicher) 1995.

„Sidus Scalae. Das Treppengestirn. Ein Poem“. Mit vier Zeichnungen. Warmbronn (Keicher) 1995.

„Der Vogel fährt empor als kleiner Rauch. Ein deutsch-israelisches Lesebuch“. Hg. zusammen mit Efrat Gal-Ed. Göttingen (Steidl) 1995.

„Nachtmantel. Erzählung“. Mit Offsetlithografien des Autors. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1996. (= Broschur 183).

„Ein unbekannter Mensch“. München, Wien (Hanser) 1997.

„Trümmer des Schmetterlings. Graphik und Texte“. Ostfildern (Edition Tertium) 1997.

„Merkmalminiaturen“. (Enthält auch: Theodor Fontane: „Das Marmorbild“ und Joseph von Eichendorff: „Der Adel und die Revolution“). Stuttgart (Mayer) 1997.

„Christoph Meckel. Neue Zeichnungen und Grafik“. Ausstellungskatalog. Saarländisches Künstlerhaus. Saarbrücken (Saarländisches Künstlerhaus) 1997.

„Komm in das Haus“. München, Wien (Hanser) 1998.

„Dichter und andere Gesellen“. München, Wien (Hanser) 1998.

„Jul Miller“. Mit sieben Radierungen von Hans-Hermann Steffens. Gifkendorf (Merlin) 1998.

„Fontane im Sande. Ein Manuskript“. Warmbronn (Keicher) 1999.

„Sieben Blätter für Monsieur Bernstein = Sept dessins pour Monsieur Bernstein“. Deutsch-französische Ausgabe. Übersetzung: Nicole Bary. München (Pixis) 2000.

„Schöllkopf. Ein Gruß“. Warmbronn (Keicher) 2000.

„Die Ruine des Präsidentenpalastes. Studie“. Mit Offsetlithografien des Autors. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 2000.

„Zähne. Gedichte“. München, Wien (Hanser) 2000.

„Christoph Meckel. Beginn eines Sommers. Bücher und Bilder für Kinder“. Ausstellung Burg Wissem – Museum der Stadt Troisdorf, 21. Januar bis 11. März 2001. Hg. von Helmut Braun und Maria Linsmann-Dege. Troisdorf (Bilderbuchmuseum) 2001.

„Blut im Schuh. Gedichte“. Lüneburg (Zu Klampen) 2001. (= Lyrik-Edition 13).

„Suchbild. Meine Mutter“. München, Wien (Hanser) 2002.

„Nacht bleibt draußen und trinkt Regen“. Passau (Reche) 2002. (= Reihe Refugium 40).

„Jacke wie Hose“. Privatdruck. 2002.

„Ungefähr ohne Tod im Schatten der Bäume. Ausgewählte Gedichte“. Hg. und Nachwort von Lutz Seiler. München, Wien (Hanser) 2003.

„Einer bleibt übrig, damit er berichte. Sieben Erzählungen und ein Epilog“. München (Hanser) 2005.

„Tandalon“. Mit Linolschnitten von Axel Hertenstein. Pforzheim (Hertenstein-Presse) 2005. (110 nummerierte und signierte Exemplare).

„Suchbild über meinen Vater. Text & Kommentar“. Kommentiert von Ursula Segebrecht. Bamberg (Buchner) 2005. (= Buchners Schulbibliothek der Moderne 21).

„H. B.G.“. Freiburg i.Br. (Modo) 2005.

„Passage. Ein Zyklus der Weltkomödie“. Bildband. Leipzig (Edition Erata) 2006.

„Musikschiff. Gedichte“. Frauenfeld (Waldgut) 2006.

„Seele des Messers. Gedichte“. München (Hanser) 2006.

„Die Kerle haben etwas an sich. Kunstfiguren, liebliche Berge“. München (Lyrik Kabinett) 2007. (= Münchner Reden 5).

„Merkmalminiaturen: Peter Ackermann“. Warmbronn (Keicher) 2007.

„Nachtsaison. Erzählungen“. München, Wien (Hanser) 2008.

„Wohl denen die gelebt. Erinnerung an Marie Luise Kaschnitz“. Lengwil (Libelle) 2008.

„Hier wird Gold gewaschen. Erinnerung an Peter Huchel“. Lengwil (Libelle) 2009.

„Luftraum und Himmel. Eine Rede, mit zwei Zeichnungen des Autors“. Warmbronn (Keicher) 2009.

„Gottgewimmer. Gedichte“. München, Wien (Hanser) 2010.

„Russische Zone. Erinnerung an den Nachkrieg“. Lengwil (Libelle) 2011.

„Bilder eines Dichters – Christoph Meckel“. Katalog anlässlich der Ausstellung im Kloster Cismar, Dependence der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloß Gottorf, vom 14. 8. 2010–31. 10. 2010. Hg. von Jürgen Fitschen. Schleswig (Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloß Gottorf) 2010.

„Die Weltkomödie. Werkverzeichnis der Druckgrafik“. Hg. von der Ege Kunst- und Kulturstiftung Freiburg. 2 Bde. Freiburg i.Br. (Modo) 2012.

- „Dunkler Weltteil. Erinnerungen an afrikanische Zeit“. Lengwil (Libelle) 2012.
- „Luis & Luis. Drei Erzählungen“. München, Wien (Hanser) 2012.
- „Tarnkappe. Gesammelte Gedichte“. Hg. von Wolfgang Matz. München (Hanser) 2015.
- „Erinnerungen an Lebzeiten“. Lengwil (Libelle) 2015.
- „Für Clarisse. Gedichte und Radierungen“. Frankfurt/M. (Gutleut) 2015.
- „Schulbeginn. Texte und Bilder“. Mönchengladbach (edition paroikia) 2016.
- „Kein Anfang und kein Ende. Zwei Poeme“. München (Hanser) 2017.
- „Eine Tür aus Glas. Gesammelte Prosa“. Hg. von Wolfgang Matz. München (Hanser) 2020.

Übersetzungen

Asher Reich: „Arbeiten auf Papier. Gedichte“. Übersetzung (zusammen mit anderen) und Nachwort von Christoph Meckel. Reinbek (Rowohlt) 1992.

Rundfunk

- „Zeit der Schuldlosen“. 1960.
- „Zeit der Schuldigen“. Erstsendung: 1.4.1961.
- „Jungfernschüsse und randalierende Blattläuse. Aus den Notizen des Feuerwerkers Christopher Magalan“. Deutschlandfunk. 1965.
- „Der Wind, der dich weckt, der Wind im Garten. Eine Romanze für Stimmen“. Süddeutscher Rundfunk. 1966.
- „Eine Seite aus dem Paradiesbuch“. Süddeutscher Rundfunk. 1969.
- „Fliegen im Bernstein. Eine Funkerzählung“. Süddeutscher Rundfunk. 1970.
- „Kranich“. Süddeutscher Rundfunk. 1972.
- „Licht“. Österreichischer Rundfunk. 1982.

Tonträger

- „Verschiedene Tätigkeiten“. „Lied“. In: Acht Autoren lesen aus ihren Quartheften. 17-cm-Sprechplatte. Berlin (Wagenbach) 1967. (= Quartplatte 1).
- „Kurze Ansprache eines Gemeinderats-Mitgliedes zum 17. Juni, in Südbaden“. In: Nachrichten aus Berlin. 17-cm-Sprechplatte. Berlin (Wagenbach) 1969. (= Quartplatte 5).
- „Manifest der Toten“. Christoph Meckel liest Auszüge. 17-cm-Sprechplatte. Stierstadt im Taunus/Griesheim (Eremiten-Presse/Thorofon) 1971. (= ETH 2003).
- „Christoph Meckel liest ‚Manifest der Toten‘“. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1973.

„Die Bären“. „Der Tag wird kommen“. In: Sarah Kirsch liest Gedichte. 30-cm-Sprechplatte. Ebenhausen bei München (Langewiesche-Brandt) 1978. (= 0647 014).

„Ich suche Glück auf leeren Straßen“. CD. München (DerHörverlag) 2003.

Sekundärliteratur

Beckmann, Heinz: „Lyrische Exoten oder Flügelläuse“. In: Rheinischer Merkur, 23. 10. 1959. (Zu: u.a. „Nebelhörner“).

Henschel, Dr.: „Christoph Meckel: Nebelhörner“. In: Lübeckische Blätter, 9. 12. 1959.

Bieneck, Horst: „Legendäre Wirklichkeit“. In: Neue Deutsche Hefte. 1959/60. H.66. S.966–967. (Zu: „Nebelhörner“).

Segebrecht, Wulf: „Die Leere bewohnbar machen“. In: Vorwärts, 26. 2. 1960. (Zu: „Nebelhörner“).

Zimmer, Dieter E.: „Lyrik unserer Zeit – eine Auslese“. In: Die Zeit, 10. 6. 1960. (Zu: „Nebelhörner“).

Middleton, Christopher: „A new Visual and Poetic Phantasy“. In: The Times Literary Supplement, 28. 3. 1961.

Kleißmann, Eckart: „Geheimnis am Schlafittchen gepackt“. In: Christ und Welt, 31. 3. 1961. (Zu: „Umbramauten“).

Segebrecht, Wulf: „Nicht irgendwelche Märchen ...“. In: Die Zeit, 23. 6. 1961. (Zu: „Umbramauten“).

B., O.: „Im Land der Umbramauten“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26. 6. 1961.

Bieneck, Horst: „Im Land der Phantasie“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. 7. 1961. (Zu: „Umbramauten“).

Beckmann, Heinz: „Ein literarisches Fabelwesen“. In: Rheinischer Merkur, 15. 9. 1961. (Zu: „Umbramauten“).

Fritz, Walter Helmut: „Christoph Meckel: ‚Im Land der Umbramauten‘“. In: Neue Deutsche Hefte. 1961. H.84. S.128–129.

Härtling, Peter: „Palmström grüßt Anna Blume. Essay und Anthologie der Geister aus Poetia“. Stuttgart (Goverts) 1961. S.103ff. und 186f.

Müller-Schwefe, Hans-Rudolf: „Hoffnung auf Hoffnung. Gott in der modernen Lyrik“. In: Sonntagsblatt, 25. 3. 1962.

Fried, Erich: „Mein Bild“. In: Die Zeit, 1. 6. 1962. (Zu: „Moël“).

Segebrecht, Wulf: „Ein Spiel aus Ernst und Leichtsinn“. In: Die Zeit, 23. 11. 1962. (Zu: „Wildnisse“).

Rühmkorf, Peter: „Christoph Meckel: ‚Wildnisse‘. Karl Krolow: ‚Unsichtbare Hände‘“. In: Neue Rundschau. 1963. H.1. S.134ff.

Brackert-Rausch, Gisela: „Christoph Meckel“. In: Schriftsteller der Gegenwart. Deutsche Literatur. 53 Porträts. Hg. von Klaus Nonnenmann. Olten, Freiburg (Walter) 1963. S.221ff.

Segebrecht, Wulf: „Die Gestalt aus Phantasie“. In: Die Zeit, 30. 7. 1965. (Zu: „Tullipan“).

- Riha, Karl:** „Moritat, Song, Bänkelsang“. Göttingen (Sachse & Pohl) 1965. S.148ff.
- Segebrecht, Wulf:** „Christoph Meckels Erfindungen“. In: Merkur. 1966. H.1. S.80–85.
- Segebrecht, Dietrich:** „Ein Fall von Einfällen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.3.1966. (Zu: „Lyrik, Prosa, Graphik“).
- Segebrecht, Wulf:** „Mehr Licht für Magalan!“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.9.1966.
- Segebrecht, Dietrich:** „Frecher Firlfanz, lustiges Lirumlarum“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.11.1966. (Zu: „Geschichte der Geschichten“).
- Heckmann, Herbert:** „Ode an mächtige Mannschaften“. In: Doppelinterpretationen. Hg. von Hilde Domin. Frankfurt/M. (Athenäum) 1966. S.266ff.
- Bobrowski, Johannes:** „Zu Christoph Meckels Graphiken“. In: Wetterzeichen. Gedichte. Berlin, DDR (Union) 1966. S.81.
- t. (= Segebrecht, Dietrich):** „Christoph Meckel und Volker von Törne ...“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.4.1967. (Zu: „Dummheit“).
- Wolken, Karl A.:** „Die Lust am Wort“. In: Rheinischer Merkur, 18.8.1967. (Zu: „Bei Lebzeiten“).
- Anders, Richard:** „Blinder Zerrspiegel“. In: Die Welt der Literatur, 12.10.1967. (Zu: „Noticen“).
- Segebrecht, Wulf:** „Im Abgrund der Verse“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.12.1967. (Zu: „Bei Lebzeiten“).
- Segebrecht, Wulf:** „Christoph Meckel als Erzähler“. In: Christoph Meckel: Der glückliche Magier. Baden-Baden (Signal) 1967. S.7ff.
- Grimm, Reinhold:** „Deutsche Lyrik 1967: Ein Querschnitt durch zehn Gedichtbände“. In: Monatshefte. 1968. H.1. S.45–50. (Zu: „Bei Lebzeiten“).
- Krolow, Karl:** „Barocke Phantasie“. In: Badische Zeitung, 31.1.1968. (Zu: „Bei Lebzeiten“).
- Bender, Hans:** „Über politische Gedichte“. In: Jahresring 68/69. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1968. S.237f.
- Segebrecht, Dietrich:** „Ab ins Imaginär“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.11.1969. (Zu: „Thomas Balkan“, „Paradiesbuch“, „Amüsierpapiere“).
- Mader, Helmut:** „Der sozusagen pathetische Ton“. In: Die Zeit, 12.12.1969. (Zu: „Thomas Balkan“).
- Reinig, Christa:** „Christoph Meckel“. In: Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur. Hg. von Hermann Kunisch. München (Nymphenburger) 1970². Bd. II, S.64f., Bd. III, S.100.
- Bobrowski, Johannes:** „Brief an Moël“. In: ders.: Im Windgesträuch. Gedichte aus dem Nachlaß. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1970. S.69.
- Müller, Hartmut:** „Formen moderner deutscher Lyrik“. Paderborn (Schöningh) 1970. S.87–89. (Zu dem Gedicht: „Kommt einer von weit“).

- Gregor-Dellin, Martin:** „Einladung zum Phantasieren“. In: Die Zeit, 10.9.1971. (Zu: „Werkauswahl“, „Hotel“, „Manifest“).
- Hartung, Harald:** „Christoph Meckel: ‚Werkauswahl‘“. In: Neue Deutsche Hefte. 1971. H.4. S.108–112.
- Segebrecht, Wulf:** „Bibliographie“. In: Christoph Meckel: Werkauswahl. München (Nymphenburger) 1971. S.243ff.
- Raschke, Ulrich:** „Nüchtern über Träume“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.2.1972. (Zu: „Werkauswahl“).
- Segebrecht, Dietrich:** „Bänkelgesang“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.4.1972. (Zu: „Lieder aus dem Dreckloch“).
- Segebrecht, Wulf:** „Nachwort“. In: Christoph Meckel: Verschiedene Tätigkeiten. Stuttgart (Reclam) 1972. S.79ff.
- Schulte, Michael:** „Einsamkeit und Tod“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.6.1973. (Zu: „Kranich“).
- Krolow, Karl:** „Der verloren gegangene Schutzengel“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.10.1973. (Zu: „Bockshorn“).
- Richter, Bernt:** „2 Stromer walzen ins Unglück“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 14.10.1973. (Zu: „Bockshorn“).
- Krolow, Karl:** „Taugenichts Anno 1973“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 4.11.1973. (Zu: „Bockshorn“).
- Jokostra, Peter:** „Saul und der Schutzengel“. In: Die Welt, 22.11.1973. (Zu: „Bockshorn“).
- Michaelis, Rolf:** „Schlemihl kriegt Kinder“. In: Die Zeit, 28.12.1973. (Zu: „Bockshorn“).
- Krolow, Karl:** „Maler und Poeten“. In: Berliner Malerpoeten. Hg. von Aldona Gustas. Berlin (Nicolai) 1974. Taschenbuchausgabe: München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1977. (= dtv 1246). S.9ff.
- Hartung, Harald:** „Der letzte Engel“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 27.10.1974. (Zu: „Wen es angeht“).
- Domin, Hilde:** „Eine besondere Totenklage“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.12.1974. (Zu: „Gedicht für meinen Vater“).
- Krolow, Karl:** „Abenteurer des Alltags“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.5.1975. (Zu: „Die Gestalt“).
- Schuhmann, Klaus:** „Nachwort“. In: Christoph Meckel, Flaschenpost für eine Sintflut. Hg. Klaus Schuhmann. Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1975. S.347ff.
- Endres, Elisabeth:** „Christoph Meckel“. In: Autorenlexikon der deutschen Gegenwartsliteratur 1945 bis 1975. Frankfurt/M. (Fischer) 1975. (= Fischer Bücherei FH 6289). S.153f.
- Theobaldy, Jürgen/Zürcher, Gustav:** „Veränderung der Lyrik. Über westdeutsche Gedichte seit 1965“. München (edition text + kritik) 1976. S.147ff.
- Krefeld, Heinrich:** „Christoph Meckel, Odysseus. Versuch einer Deutung“. In: Anregung, 22/1976. S.291ff. (Zu: „Odysseus“. In: „Wen es angeht“).

- Sack, Manfred:** „Er ist ein Dichter – ob er malt oder schreibt“. In: Brigitte, 24.3.1977.
- Haufs, Rolf:** „Liebesgedichte“. In: Süddeutsche Zeitung, 19./20.11.1977.
- Gutzschhahn, Uwe-Michael:** „Prosa und Lyrik Christoph Meckels“. Dissertation Bochum (als Manuskript gedruckt) 1977. Mit ausführlicher Bibliographie. Buchausgabe: Köln (Literarischer Verlag Anneliese Braun) 1979 (Vertrieb: Oberbaum-Verlag, Berlin).
- Haufs, Rolf:** „Privates wird allgemein“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.4.1978. (Zu: „Süße Person“. In: „Nebelhörner“).
- Michaelis, Rolf:** „Bildersalat“. In: Die Zeit, 19.5.1978. (Zu: „Licht“).
- Schoeller, Wilfried F.:** „Liebe unter Globetrottern“. In: Die Weltwoche, 12.7.1978. (Zu: „Licht“).
- Gregor-Dellin, Martin:** „Ein Versuch über Liebende“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.8.1978. (Zu: „Licht“).
- Juhre, Arnim:** „Der gute Mensch von Friedrichshagen?“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 6.8.1978. (Zu: „Bobrowski“).
- Höhler, Gertrud:** „Unersättlich im Anschauen, Hören, Fühlen“. In: Deutsche Zeitung/Christ und Welt, 18.8.1978. (Zu: „Licht“).
- Schumann, Thomas B.:** „Die guten Dinge des Lebens“. In: Die Welt, 19.8.1978. (Zu: „Licht“).
- Schirnding, Albert von:** „Überbelichtet“. In: Süddeutsche Zeitung, 7./8.10.1978. (Zu: „Licht“).
- Hartung, Harald:** „Nicht nur der trostreiche Johannes“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.10.1978. (Zu: „Bobrowski“).
- Hülsmann, Dieter/Reske, Friedolin:** „Liebes morgendliches Postkomitee! Begegnung der Eremiten mit Christoph Meckel“. In: Die Begegnung, 14. Folge, 1978/79. Berlin (Buchhandlung Elwert und Meurer) 1978. S.219ff.
- Beckmann, Heinz:** „Die Literatur der Abreise“. In: Lutherische Monatshefte. 1979. H.2. S.82ff. (Zu: u.a. „Licht“).
- Jansen, Hans:** „Vielleicht war’s Liebe“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 4.5.1979. (Zu: „Säure“).
- Buch, Hans Christoph:** „Poetische Flaschenpost“. In: Süddeutsche Zeitung, 12./13.5.1979. (Zu: „Säure“).
- Krolow, Karl:** „Die Sprache vergessen“. In: Darmstädter Echo, 18.5.1979. (Zu: „Säure“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Weil mir so lustig ist ...“. In: Saarbrücker Zeitung, 31.5.1979. (Zu: „Säure“, „Ausgewählte Gedichte 1955–1978“).
- Feldes, Roderich:** „Vom Glück, nicht zu lieben“. In: Die Welt, 2.6.1979 (Zu: u.a. „Säure“).
- Ueding, Gert:** „Vom Sterbenmüssen und vom Verlust der Liebe“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.6.1979. (Zu: u.a. „Säure“, „Ausgewählte Gedichte 1955–1978“).
- Roth, Friederike:** „Die gurrende Hölle“. In: Die Zeit, 13.7.1979. (Zu: „Säure“).

- Nef, Ernst:** „Christoph Meckels Gedichte“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18./19.8.1979. (Zu: „Ausgewählte Gedichte“, „Säure“).
- Endres, Elisabeth:** „Arkadien, falls es das gibt“. In: Deutsche Zeitung, 21.12.1979. (Zu: „Säure“).
- Ueding, Gert:** „Die Zeit zurückdrehen“. Frankfurter Anthologie. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.1.1980. (Zu: „Geerntet der Kirschbaum ...“ aus „Säure“).
- Stumm, Reinhardt:** „Vater – lieber Vater“. In: Die Zeit, 15.2.1980. (Zu: u.a. „Suchbild“).
- Schultz-Gerstein, Christian:** „Tote Seelen“. In: Der Spiegel, 3.3.1980. (Zu: u.a. „Suchbild“).
- Beckmann, Heinz:** „Der Torhüter vor der eigenen Welt“. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 28.3.1980. (Zu: u.a. „Suchbild“).
- Böttcher, Kurt/Mittenzwei, Johannes:** „Christoph Meckel“. In: „Dichter als Maler“. Stuttgart (Kohlhammer) 1980. S.360–364.
- Schonauer, Franz:** „Vaterbild und Sohnesreife“. In: Neue Deutsche Hefte. 1980. H.3. S.576ff. (Zu: „Suchbild“).
- Krüger, Horst:** „Ein Dokument, ein kleines Denkmal deutscher Irrwege“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.4.1980. (Zu: „Suchbild“).
- Werth, Wolfgang:** „Von einem, der Hitler gar nicht gewählt hatte“. In: Süddeutsche Zeitung, 2.4.1980. (Zu: „Suchbild“).
- Giesenfeld, Günter:** „Armeekariere und schöne Verse“. In: Deutsche Volkszeitung, 3.4.1980. (Zu: „Suchbild“).
- Glossner, Herbert:** „Auf der Suche nach dem verlorenen Vater“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 6.4.1980. (Zu: u.a. „Suchbild“).
- Drewitz, Ingeborg:** „Meckel über Meckel“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 6.4.1980. (Zu: „Suchbild“).
- Serke, Jürgen:** „Der Vater ist tot, es lebe der Vater“. In: stern, H.14. 1980. (Zu: u.a. „Suchbild“).
- Holthusen, Hans Egon:** „Als wenn David vor Saul sänge“. In: Die Welt, 12.4.1980. (Zu: „Suchbild“).
- Scheffer, Bernd:** „... nicht zu den Beständen genommen“. In: Frankfurter Rundschau, 17.5.1980. (Zu: „Suchbild“).
- „Mit der NS-Thematik ‚verbraten‘“. Gespräch mit Christoph Meckel. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1980. H.35. S.983–985.
- Ayren, Armin:** „Suche den Vater, finde dich selbst“. In: Stuttgarter Zeitung, 21.6.1980. (Zu: „Suchbild“).
- Jokostra, Peter:** „Der Sohn wird zum Richter“. In: Rheinische Post, 11.7.1980. (Zu: „Suchbild“).
- Schneider, Michael:** „Alte Charakterpanzer und junges Selbstmitleid“. In: konkret, Juli 1980. (Zu: u.a. „Suchbild“).
- Pulver, Elisabeth:** „Annäherung an einen Fremden“. In: Schweizer Monatshefte. 1980. H.8. S.689–701. (Zu: u.a. „Suchbild“).

- Weinrich, Harald:** „Anrufung eines Unbekannten“. Frankfurter Anthologie. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. 8. 1980. (Zu: „An wen auch immer ich mich wende“ aus „Ausgewählte Gedichte“; „Säure“, „Suchbild“).
- Segebrecht, Dietrich:** „Meckel, Christoph“. In: Besprechungen Annotationen (BA) (Reutlingen). 1980. H.9. S.45. (Zu: „das Dings da“).
- Krüger, Horst:** „Eine andere Welt meldet sich zu Wort“. Laudatio für Christoph Meckel, Bremer Literaturpreis 1981. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 1.2. 1981. (Zu: „Säure“, „Suchbild“).
- Segebrecht, Dietrich:** „Benjamin, Walter“. In: Besprechungen Annotationen (BA) (Reutlingen). 1981. H.8. (Zu: „Das bucklicht Männlein“).
- Rakusa, Ilma:** „Mißbrauch einer Dichterbiographie“. In: Neue Zürcher Zeitung, 12.9. 1981. (Zu: „Baratynski“).
- Drewitz, Ingeborg:** „Der ferne Freund“. In: Nürnberger Nachrichten, 19./20.9. 1981. (Zu: „Baratynski“).
- Gutzschhahn, Uwe-Michael:** „Beobachter einer Epoche“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 18. 10. 1981. (Zu: „Baratynski“).
- Segebrecht, Wulf:** „Die Poesie muß rücksichtslos sein“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. 10. 1981. (Zu: „Baratynski“).
- Buch, Hans Christoph:** „Russisch-deutsche Wahlverwandtschaften“. In: Frankfurter Rundschau, 19. 11. 1981. (Zu: „Baratynski“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Nachricht für einen Toten“. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 4. 12. 1981. (Zu: „Baratynski“).
- Frühwald, Wolfgang:** „Vaterland – Muttersprache ...‘ Zur Tradition der modernen Väterliteratur“. In: Loccumer Protokolle. 1981. H.6. S.99–128 und 129–142.
- Hömberg, Walter / Rossbacher, Karlheinz:** „Christoph Meckels ‚Der Zünd‘ und seine Leser. Fallstudie zur Empirie des Lesevorgangs“. In: Helmut Kreuzer / Reinhold Viehoff (Hg.): Literaturwissenschaft und empirische Methoden. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1981. (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Beiheft 12). S.285–306 und 363–365.
- Tismar, Jens:** „Verkehrung ins Groteske“. In: ders.: Das deutsche Kunstmärchen des zwanzigsten Jahrhunderts. Stuttgart (Metzler) 1981.
- Schirnding, Albert von:** „Wunschvater Baratynski“. In: Süddeutsche Zeitung, 30./31. 1. 1982.
- Gutzschhahn, Uwe-Michael:** „Bericht vom Irrwitz der Welt“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 21.2. 1982. (Zu: „Muftoni“).
- Ueding, Gert:** „Rosige Sünde in schwarzer Unterwäsche“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.3. 1982. (Zu: „Muftoni“).
- Segebrecht, Dietrich:** „Die Kräfte der Poesie“. In: Die Zeit, 2.4. 1982. (Zu: „Baratynski“).
- Krättli, Anton:** „Der wahre Muftoni“. In: Neue Zürcher Zeitung, 27.4. 1982.
- Lettau, Annette:** „Eine unzüchtige Geschichte“. In: Westermanns Monatshefte. 1982. H.5. (Zu: „Muftoni“).

- Kunert, Günter:** „Sprachverlassenheit. Gedicht der ZEIT“. In: Die Zeit, 7.5.1982. (Zu dem Gedicht „Leicht“).
- Beck, Susanne:** „Waldläufer der magischen Welt“. In: Stuttgarter Zeitung, 15.5.1982. (Zu: „Werkauswahl“ 2. Aufl.).
- Sparre, Sulamith:** „Im Labyrinth des ABC“. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 21.5.1982. (Zu: „Werkauswahl“ 2. Aufl.).
- Schnetz, Wolf Peter:** „Im Fabelreich“. In: Nürnberger Nachrichten, 2.6.1982. (Zu: „Muftoni“, „Werkauswahl“ 2. Aufl.).
- Schirnding, Albert von:** „Ein Toter nimmt Urlaub“. In: Süddeutsche Zeitung, 17./18.7.1982. (Zu: „Muftoni“).
- Ulrich, Jörg:** „Ein Dichter und Maler, der keine Rücksichten nimmt“. In: Münchner Merkur, 21./22.8.1982. (Zu: „Werkauswahl“ 2. Aufl.).
- Woisetschläger, Karl:** „Poetische Flaschenpost“. In: Die Presse, Wien, 11./12.12.1982. (Zu: „Werkauswahl“ 2. Aufl., „Muftoni“).
- Meckel, Annemarie:** „Das Bild des Gefangenen. Tagebuchauszüge 1944–1947“. Freiburg im Breisgau (Schillinger) 1982.
- Mogge, Birgitta:** „Ein Platz im Witz der Welt“. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 7.1.1983. (Zu: „Muftoni“).
- Koch, Roland:** „Lyrische Experimente. Balladeskes bei Jandl, Heißenbüttel, Rühm, Meckel und Artmann“. In: Universitas. 1983. H.4. S.361–369.
- Hg.: „Die Zeit vergeht und gibt meinen Bildern recht“. In: Neue Zürcher Zeitung, 2.9.1983. (Zu: „Roter Faden“).
- Bielefeld, Claus-Ulrich:** „Noch lohnt das Träumen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.9.1983. (Zu: „Roter Faden“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Vagabondagen der Phantasie“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 18.9.1983. (Zu: „Roter Faden“).
- Glossner, Herbert:** „Gesänge von Leben und Tod“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 4.12.1983. (Zu: „Anabasis“, „Roter Faden“).
- Bolduan, Viola:** „Die Elegie und das Leibesgetön“. In: Hans-Alfred Herchen (Hg.): Aspekte der Sprach- und Literaturwissenschaften. Reader. Frankfurt/M. (Haag & Herchen) 1983. (= Cloe. Beihefte zum Daphnis 3). S.9–17. (Zu: „Baratynski“).
- Rockwood, Heidi M.:** „Writing as a magician’s game: the strange early world of Christoph Meckel“. In: Studies in twentieth century literature. 1983/84. H.2. S.197–210.
- vhg:** „Fragebogen Christoph Meckel“. In: Frankfurter Allgemeine Magazin, 17.2.1984.
- Bedwell, Carol B.:** „Bread and brilliancy: utility versus poetic ecstasy in Meckel’s ‚Der Zünd‘“. In: Seminar. 1984. H.4. S.290–298.
- Matt, Beatrice von:** „Erwartungen des Makellosen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26.10.1984. (Zu: „Souterrain“).
- Burger, Hermann:** „Liebe ohne Dunst und Zauber“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.11.1984. (Zu: „Souterrain“).

- Gutzschhahn, Uwe-Michael:** „Skepsis am Wort, Atem der Liebe“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 16. 12. 1984. (Zu: „Souterrain“, „Jahreszeiten“).
- Moser, Tilmann:** „Der Vater im Dritten Reich. Zu Christoph Meckels Roman ‚Suchbild‘“. In: Freiburger literatur-psychologische Gespräche. Hg. von Wolfram Mauser. Bd.3. Frankfurt/M. (Lang) 1984. S.57–74. Auch in: ders.: Romane als Krankengeschichten. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1985. (= edition suhrkamp 1304). S.47–76.
- Hewig, Anneliese:** „Zu Christoph Meckels Gedicht ‚Goldfisch‘“. In: Lothar Jordan u.a. (Hg.): Zeitgenössische Lyrik in der Schule. München (Aschendorff) 1984. S.115–123.
- Schirnding, Albert von:** „Variationen über Julia“. In: Süddeutsche Zeitung, 13.3.1985. (Zu: „Souterrain“).
- Hartung, Harald:** „Die Frage nach der Maus“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.6.1985. Auch in: Frankfurter Anthologie. Bd.10. Frankfurt/M. (Insel) 1986. S.252–255. (Zu dem Gedicht: „Es war der Atem im Schnee“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Fliegende Blätter“. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 12. 10. 1985. (Zu: „Bericht“).
- Hinck, Walter:** „Als sei ich ein Magnet“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. 12. 1985. (Zu: „Bericht“).
- Baumgarten, Albert / Harth, Helene:** „Begegnungen mit Christoph Meckel“. Freiburg im Breisgau (Galerie Baumgarten) 1985. (Zum 50. Geburtstag).
- Rothmann, Kurt:** „Christoph Meckel“. In: ders.: Deutschsprachige Schriftsteller seit 1945 in Einzeldarstellungen. Stuttgart (Reclam) 1985. (= Reclams Universal-Bibliothek 8252). S.269–273.
- Hanlin, Todd C.:** „A biography for the ‚new sensibility‘: Christoph Meckel’s allegorical ‚Suchbild‘“. In: German Life & Letters. 1985/86. H.3/4. S.235–244.
- Cramer, Sibylle:** „Die vielen Figuren, aus denen ich bestehe“. In: Süddeutsche Zeitung, 8./9. 2. 1986. (Zu: „Bericht“).
- Schnetz, Wolf Peter:** „Sammler des Augenblicks“. In: Nürnberger Nachrichten, 6. 6. 1986. (Zu: „Bericht“).
- Scheuzger, Jürg:** „Darstellungsformen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10. 7. 1986. (Zu: „Bericht“).
- Neidel, Heinz:** „Zeuge dieser Zeit“. In: Nürnberger Nachrichten, 5. 8. 1986. (Zu: „Sieben Blätter“).
- Kammann, Petra:** „Vergiftet durch Geschichte“. In: Buchmagazin. 1986. H.4. S.35. (Zu: „Sieben Blätter“).
- Matt, Beatrice von:** „Poesie und Plunder“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22. 8. 1986.
- Holthusen, Hans Egon:** „Meckels Plunder“. In: Die Welt, 30. 9. 1986.
- Glossner, Herbert:** „Arbeit gegen das Vergessen“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 16. 11. 1986. (Zu: „Sieben Blätter“).
- Heftrich, Eckhard:** „Von allerlei Krims und Krams“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. 11. 1986. (Zu: „Plunder“).

- Stromberg, Kyra:** „Die Weltmacht alles Zwecklosen“. In: Süddeutsche Zeitung, 4. 12. 1986. (Zu: „Plunder“).
- Bedwell, Carol:** „The loss of the beast in Christoph Meckel“. In: Germanic Notes. 1987. H.1/2. S.2–3.
- Frederiksen, Jens:** „Ein zartes Licht nach ungeheurer Nacht“. In: Die Welt, 29. 8. 1987. (Zu: „Anzahlung“).
- Scheuzger, Jürg:** „Abgesang“. In: Neue Zürcher Zeitung, 21. 10. 1987. (Zu: „Anzahlung“).
- Hinck, Walter:** „Den Hunger kannst du haben“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. 12. 1987. (Zu: „Anzahlung“).
- Stadler, Anton:** „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“. In: Süddeutsche Zeitung, 1./2. 6. 1988. (Zu: „Anzahlung“).
- Gutzschhahn, Uwe-Michael:** „Bücher für den Brückenschlag“. In: Fundevogel. 1988. Juli/Augustheft. (Zu: „Pferdefuß“).
- Schürer, Gretel:** „Gedankenfutter für jedes Alter“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 5. 10. 1988. (Zu: „Pferdefuß“).
- Pestum, Jo:** „Wie man Berge versetzt“. In: Die Zeit, 7. 10. 1988. (Zu: „Pferdefuß“).
- Dotzauer, Gregor:** „Nachgedanken und Tagdiebereien“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. 12. 1988. (Zu den Frankfurter Poetikvorlesungen).
- Rosenlöcher, Thomas:** „Schönheit, hinterrücks“. In: Frankfurter Rundschau, 3. 1. 1989. (Zu: „100 Gedichte“).
- Pulver, Elsbeth:** „Retrospektive bei Halbzeit“. In: Neue Zürcher Zeitung, 6. 1. 1989. (Zu: „100 Gedichte“, „Lichterloh“).
- Glossner, Herbert:** „Sehen und Lesen“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 13. 1. 1989. (Zu: „Signatur 7“).
- Stuber, Manfred:** „Zur Poesie gehört, daß sie wieder verschwindet ...“. In: Mittelbayerische Zeitung, 1./2. 7. 1989. (Zu: „Von den Luftgeschäften“).
- Nijssen, Hub / Sauter, Michael:** „„Alles geht mich an‘. Ein Gespräch mit Christoph Meckel über Wahrheit und Poesie“. In: Zeit-Schrift. 1989. H.7. S.5–18.
- Jenny-Ebeling, Charitas:** „Luftgeschäfte – Flüstersachen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7. 9. 1989. (Zu: „Buch Shiralee“).
- Schirnding, Albert von:** „Luftgeschäfte, Flüstersachen“. In: Süddeutsche Zeitung, 8. 11. 1989. (Zu: „Buch Shiralee“).
- Hartung, Harald:** „Die verzauberte Bürde“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. 12. 1989. (Zu: „Buch Shiralee“).
- Scheuzger, Jürg:** „Poetik als Dichtung“. In: Neue Zürcher Zeitung, 27. 3. 1990. (Zu: „Von den Luftgeschäften“).
- Grant, Alyth:** „When is a biography an autobiography? Questions of genre and narrative style in Christoph Meckel’s ‚Suchbild‘“. In: Seminar. 1990. H.3. S.189–204.

- Schwan, Werner:** „Ich bin doch kein Unmensch“. Kriegs- und Nachkriegszeit im deutschen Roman“. Freiburg (Rombach) 1990. (U. a. zu: „Suchbild“).
- Segebrecht, Wulf:** „Verständlich und nicht“. Christoph Meckels Verständnis Günter Eichs“. In: Hannelore Mundt u.a. (Hg.): Horizonte. Tübingen (Niemeyer) 1990. S.235–261.
- Gosse, Peter:** „Sachtheit vagabundierender Allgegenwart“. In: Index. Adnoten zur Literatur. 1991. H.1. S.5–7. (Zu: „Buch Jubal“ und „Buch Shiralee“).
- Urbach, Tilman:** „Die Spur, die im Chaos endet“. In: Die Welt, 15.6.1991. (Zu: „Messingstadt“).
- Scheuzger, Jürg:** „Apokalyptischer Dandy“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22.7.1991. (Zu: „Messingstadt“).
- Hartung, Harald:** „Sagen und Sehen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.8.1991. (Zu: „Vakuum“).
- Höbel, Wolfgang:** „Schneeluft und Himbeergeist“. In: Süddeutsche Zeitung, 18.9.1991. (Zu: „Messingstadt“).
- März, Ursula:** „Vor dem Endspiel: Die Liebe“. In: die tageszeitung, 9.10.1991. (Zu: „Messingstadt“).
- Krieg, Karl:** „Christoph Meckel: ‚Die Messingstadt‘“. In: Passauer Pegasus. 1991. Nr.17. S.84–86.
- Pauli, Wilhelm:** „Ein letztes Geflacker“. In: Die Zeit, 6.12.1991. (Zu: „Messingstadt“).
- Helmetag, Charles H.:** „Christoph Meckels Krähe als Symbol des Fremden“. In: Eijiro Iwasaki (Hg.): Begegnung mit dem ‚Fremden‘. Akten des 8. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokio 1990. Bd.9. München (Iudicium) 1991. S.327–333.
- Heißenbüttel, Helmut:** „News aus Babylon City“. In: Die Welt, 29.9.1992. (Zu: „Shalamun“).
- Küchler, Sabine:** „Babylon on the rocks für flinke Fassadenkünstler“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 29.9.1992. (Zu: „Shalamun“).
- Weinzierl, Ulrich:** „Geister essen Seele auf“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.10.1992. (Zu: „Shalamun“).
- Dyck, Regina:** „Vom Suchen und Verschwinden“. In: die tageszeitung, 5.10.1992. (Zu: „Shalamun“).
- Scheffel, Michael:** „Auf den Spuren des Herrn Simultan“. In: Süddeutsche Zeitung, 24./27.12.1992. (Zu: „Shalamun“).
- Creutziger, Werner:** „Wo ist Shalamun?“. In: Neue Deutsche Literatur. 1993. H.3. S.148–151.
- Pulver, Elsbeth:** „Die Luftgeschäfte des Romans?“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.4.1993. (Zu: „Shalamun“).
- Lewerenz, Werner:** „Einzigartiges Lesebuch“. In: Kieler Nachrichten, 30.9.1993. (Zu: „Alles andere steht geschrieben“).
- Eichholz, Armin:** „Ein Hausmeister für all die vergangene Zeit“. In: Die Welt, 9.10.1993. (Zu: „Schlammfang“).

- Bernhard, Renate:** „Spurensuche im Ödland“. In: Rheinische Post, 30. 10. 1993. (Zu: „Schlammfang“).
- Kenkel, Konrad:** „Der lange Weg nach innen. Väter-Romane der 70er und 80er Jahre: Christoph Meckel ‚Suchbild. Über meinen Vater‘ (1980), Elisabeth Plessen ‚Mitteilungen an den Adel‘ (1976), und Peter Härtling ‚Nachgetragenen Liebe‘ (1980)“. In: Manfred Brauneck (Hg.): Der deutsche Roman nach 1945. Bamberg (Buchner) 1993. (= Themen, Texte, Interpretationen 13). S.167–187.
- Loquai, Franz** (Hg.): „Christoph Meckel“. (Enthält zahlreiche Texte Meckels). Eggingen (Edition Isele) 1993. (= Portrait 1).
- Bormann, Alexander von:** „Chiffre für sinnentleertes Leben“. In: Freie Presse Chemnitz, 13. 1. 1994. (Zu: „Schlammfang“).
- rbz.:** „Berückende Aussichten“. In: Der Bund, Bern, 17. 12. 1994. (Zu: „Archipel“).
- Sauter, Michael:** „Zur ‚Nachgeschichte‘ in Christoph Meckels ‚Suchbild. Über meinen Vater‘“. In: Inge Laisina u.a. (Hg.): Zäsur. Nijmegen (Katholieke Univ.) 1994. S.35–42.
- Thiele, Jens:** „Buch der Beunruhigung“. In: Die Zeit, 7.4. 1995. (Zu: „Rechte des Kindes“).
- Rietzschel, Thomas:** „Das Schneetier“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.6. 1995. (Zum 60. Geburtstag).
- Segebrecht, Wulf:** „Christoph Meckels Bücher. Ein bibliographisches Verzeichnis“. Bamberg (Universität Bamberg) 1995. (= Fußnoten zur Literatur 33).
- Giegerich, Susanne E.:** „Ich sammle Glück auf leeren Strassen. Ein Buch über Christoph Meckel“. Blieskastel (Gollenstein) 1995.
- Bernard, Veronika:** „Stadt als Schein. Die Rezeption der ‚Geschichte von der Messingstadt‘“. In: Wirkendes Wort. 1996. H.2. S.189–193.
- Waine, Anthony:** „Sons and fathers: West German writers’ private perspectives on a public past“. In: Graham Bartram u.a. (Hg.): Reconstructing the past. Keele (Keele University Press) 1996. S.101–117. (U. a. zu: „Suchbild“).
- Poiss, Thomas:** „Glückliche Leere“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.2. 1997. (Zu: „Nachtmantel“).
- Mazenauer, Beat:** „Der Wein der Freundschaft“. In: Freitag, 25.4. 1997. (Zu: „Mensch“).
- Frisch, Marianne:** „Jeder Tag ein Refrain“. In: Süddeutsche Zeitung, 17./18./19.5. 1997. (Zu: „Mensch“).
- Bucheli, Roman:** „Pendler zwischen zwei Welten“. In: Neue Zürcher Zeitung, 5.6. 1997. (Zu: „Mensch“).
- Hinck, Walter:** „Mein Freund der Einzelbauer“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.6. 1997. (Zu: „Mensch“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Meckels einmaliger, unbekannter Mensch“. In: Die Welt, 2./3.8. 1997.

- Filser, Hubert:** „Die Beschwörung des Lichts“. In: Süddeutsche Zeitung, 2. 12. 1997.
- Thiele, Jens:** „Die Wundertüten“. In: Die Zeit, 6. 8. 1998. (Zu: „Komm in das Haus“).
- Hinck, Walter:** „Mistfuhren und Wortlawinen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. 10. 1998. (Zu: „Dichter“).
- Hoven, Heribert:** „Freunde, Gefährten“. In: Süddeutsche Zeitung, 24./25. 10. 1998. (Zu: „Dichter“).
- Kraft, Thomas:** „Mit Elan und Einfühlung“. In: Die Welt, 23. 1. 1999. (Zu: „Dichter“).
- Schuhmann, Klaus:** „Deutscher Hymnenvergleich“. In: Neue Deutsche Literatur. 2000. H.6. S.111–129. (U. a. zu dem Gedicht: „Hymne“).
- Bartmann, Christoph:** „Nuß und Motte“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. 1. 2001. (Zu: „Zähne“).
- Schuhmann, Klaus:** „Zahn-Poesie“. In: Neue Deutsche Literatur. 2001. H.1. S.172–174. (Zu: „Zähne“)
- Stadtmüller, Klaus:** „Christoph Meckel – mehrere Künstler in einem“. In: die horen. 2001. H.2. S.177–185.
- Schuler, Christian:** „Verbrannt die Sätze“. In: Stuttgarter Zeitung, 4. 5. 2001. (Zu: „Zähne“).
- Buch, Hans Christoph:** „Kein Fall von Nekrophilie“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9. 3. 2002. Unter dem Titel „Paarung im Wasserbett“ auch in: Frankfurter Anthologie. Bd.26. Frankfurt/M. (Insel) 2003. S.186–188. (Zu dem Gedicht: „Ophelia“).
- Buchholz, Hartmut:** „Das nicht gelebte Leben“. In: Badische Zeitung, 27. 8. 2002. (Zu: „Suchbild“).
- Verdofsky, Jürgen:** „Blut im Schuh, nicht von meinem Fuß“. In: Frankfurter Rundschau, 29. 8. 2002.
- Blasberg, Cornelia:** „Geschichte als Palimpsest. Schreiben und Lesen über die ‚Kinder der Täter‘“. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 2002. H.3. S.464–495. (Zu: „Suchbild“).
- Kolter, Gerd:** „Lebensfluß & Neue Heiterkeit“. In: die horen. 2002. H.3. S.191–192. (Zu: „Blut im Schuh“).
- Böttiger, Helmut:** „Meine blöde dumme Mama“. In: Die Zeit, 2. 10. 2002. (Zu: „Suchbild“).
- Arnold, Heinz Ludwig:** „Erkältung der Seele, ein Leben lang“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 10. 2002. (Zu: „Suchbild“).
- Walser, Paul L.:** „Rache an einer Toten“. In: WochenZeitung, Zürich, 10. 10. 2002. (Zu: „Suchbild“).
- Müller, Lothar:** „Die Leere“. In: Süddeutsche Zeitung, 6. 11. 2002. (Zu: „Suchbild“).
- Fitzel, Thomas:** „Vom nie Gehabten“. In: Stuttgarter Zeitung, 13. 11. 2002. (Zu: „Suchbild“).

- Overath, Angelika:** „Die Erkältete“. In: Neue Zürcher Zeitung, 21. 11. 2002. (Zu: „Suchbild“).
- Michel, Gabriele:** „Spurensuche und Abrechnung“. In: Literaturen. 2002. H.12. S.70f. (Zu: „Suchbild“).
- Jung, Werner:** „Jene Frau, die meine Mutter war“. In: Neue Deutsche Literatur. 2003. H.1. S.180–182. (Zu: „Suchbild“).
- Schanen, François:** „L’aspect: grammaire dans le texte ou grammaire textuelle? Apropos de ‚Die Geschichte des Negers‘ de Christoph Meckel“. In: Cahier d’Etudes Germaniques. 2003. H.1. S.125–141.
- Imue:** „Kirsche, Engel, Tod“. In: Süddeutsche Zeitung, 9.5.2003. (Zu: „Ungefähr“).
- Schlaffer, Hannelore:** „Des Engels lockere Kniescheibe“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.5.2003. (Zu: „Ungefähr“).
- Reche, Thomas:** „Ein Kaleidoskop von Raum und Zeit. Christoph Meckel und seine Radierungen zur Weltkomödie“. In: Graphische Kunst. 2003. H.60. S.7–11.
- Braun, Michael:** „Gebrochenes Deutsch (8): Die Luftgeschäfte der Poesie“. In: Basler Zeitung, 18.7.2003. (Zu: „Ungefähr“).
- Weber, Waldemar:** „Lebensspendender Schmerz. Laudatio auf Christoph Meckel zur Verleihung des Joseph-Breitbach-Preises 2003“. In: Neue Deutsche Literatur. 2004. H.1. S.147–152.
- Helbig, Axel:** „Inventare des Limbo. Gespräch mit Christoph Meckel am 14. Februar 2005 in dessen Wohnung in Berlin-Wilmersdorf“. In: Ostragehege. 2005. H.2. S.6–13.
- Schings, Hans-Jürgen:** „Im ausgetrockneten Herzen der Zeit“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.3.2005. (Zu: „Einer bleibt übrig“).
- Tolksdorf, Stefan:** „Ins Herz der Finsternis, an allen Orten“. In: Badische Zeitung, 12.3.2005. (Zu: „Einer bleibt übrig“).
- Henning, Peter:** „Suchbild: Der Unbestechliche“. In: Basler Zeitung, 7.6.2005. (Zu: „Einer bleibt übrig“).
- Frank, Philipp:** „Grenzgänger zwischen den Welten“. In: Badische Zeitung, 11.6.2005. (Zum 70. Geburtstag).
- Bicher, Martina:** „Ein halber Kopf über dem Zeitgeist“. Gespräch. In: Berliner Zeitung, 11./12.6.2005.
- Böttiger, Helmut:** „Einsamer Mann in großer Ödnis“. In: Süddeutsche Zeitung, 11./12.6.2005. (Zu: „Einer bleibt übrig“).
- Braun, Michael:** „Ruinenkunde im Weltunglück“. In: Neue Zürcher Zeitung, 11./12.6.2005. Auch in: Der Tagesspiegel, Berlin, 12.6.2005. (Zu: „Einer bleibt übrig“, 70. Geburtstag).
- Magenau, Jörg:** „Erzählungen“. In: Literaturen. 2005. H.7/8. S.140–141. (Zu: „Einer bleibt übrig“).
- Segebrecht, Ursula / Segebrecht, Wulf:** „Rede vom Gedicht. Interpretationen zu Gedichten von Christoph Meckel“. Bamberg (Verlag der Fußnoten) 2005.

„The tinderbox of memory. Generation and masculinity in ‚Väterliteratur‘ by Christoph Meckel, Uwe Timm, Ulla Hahn, and Dagmar Leupold.“ In: Anne Fuchs (Hg.): German memory contests. The quest for identity in literature, film, and discourse since 1990. Rochester, NY u.a. (Camden House) 2006. (= Studies in German Literature, Linguistics, and Culture). S.41–65. (U. a. zu: „Suchbild“).

Schuhmann, Klaus: „Vom ‚langen Gedicht‘ zum Poem. Welt im Wandel des technischen Zeitgeistes; Nicolas Born, Rolf Dieter Brinkmann, Guntram Vesper, Jürgen Becker, Christoph Meckel, Paul Wühr“. In: ders.: ‚Seit ein Gespräch wir sind und hören von einander‘. Gedichtnetzwerke in der deutschsprachigen Lyrik des 20. Jahrhunderts? Bielefeld (Aisthesis) 2006. S.353–375.

Langner, Beatrix: „Durchlichtete Düsternis“. In: Neue Zürcher Zeitung, 9.1.2007. (Zu: „Seele des Messers“).

Wöhrle, Georg: „Dichtung und Liebe und keine Nüchternheit“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.3.2007. (Zum Gedicht „Der Wein der Circe“).

Braun, Michael: „Engel aus der Glutzone“. In: Badische Zeitung, 19.5.2007. (Zu: „Seele des Messers“).

Kalinke, Viktor: „DichterSehen: Ein Filmporträt der Dichter: Christoph Meckel, Yvette Centeno, Thomas Böhme, Mila Haugová, Thomas Kunst, Katrin Heinau, Wojciech Izaak Strugala, Gertrud Katzenstein und Silvio Pfeuffer“. Musik von Torsten Pfeffer. 1 DVD. Leipzig (Erata) 2007. (= eratafilm).

Krause, Tilman: „Kein Haus, keine Heimat“. In: Literarische Welt, 27.9.2008. (Zu: „Nachtsaison“).

Kilb, Andreas: „Kein Date mit Ariadne“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.11.2008. (Zu: „Nachtsaison“).

Overath, Angelika: „Erzähl weiter, sagte der frierende Franz“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.12.2008. (Zu: „Nachtsaison“ und „Wohl denen die gelebt“).

Frömmig, Peter: „Gegen die Gespenster des Vergessens“. In: Kultur Joker, Freiburg. 2008. H.12. (Zu: „Wohl denen die gelebt“).

Ayren, Armin: „Handschellen, Spitzbuben“. In: Stuttgarter Zeitung, 9.1.2009. (Zu: „Nachtsaison“).

Buchholz, Hartmut: „Die ungeheure Stille hinter den Sätzen“. In: Badische Zeitung, 23.1.2009. (Zu: „Wohl denen die gelebt“).

Corino, Eva: „Nachlassverwalter des Glücks“. In: Berliner Zeitung, 19.3.2009. (Zu: „Nachtsaison“).

Göttler, Fritz: „Erinnerung an Peter Huchel, am Wendekreis der Zeit“. In: Süddeutsche Zeitung, 4.9.2009. (Zu: „Hier wird Gold gewaschen“).

Matt, Peter von: „Vom Hunger der Poeten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.11.2009. (Zu dem Gedicht: „Die Krähe“).

Nijssen, Hub: „Poetologisches Schreiben als ‚Schlammfang‘. Zu einer Erzählung von Christoph Meckel und Gedichten von Günter Eich und Peter Huchel“. In: Schlüsselgedichte. Deutsche Lyrik durch die Jahrhunderte – von Walther von der Vogelweide bis Paul Celan“. Hg. von Jattie Enklaar u.a. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2009. S.179–189. (= Deutsche Chronik 58).

- Buchholz, Hartmut:** „Der Staatsinsasse“. In: Badische Zeitung, 23. 1.2010. (Zu: „Hier wird Gold gewaschen“).
- Buchholz, Hartmut:** „Die Leiter fest in der Luft“. Badische Zeitung, 9. 10.2010. (Zu: „Gottgewimmer“).
- Donahue, Neil H.:** „Suchbilder“. In: Brigid Haines (Hg.): Aesthetics and politics in modern German culture. Oxford u.a. (Lang) 2010. S.103–115.
- Tröger, Beate:** „Sterbliche Ware des Worts“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 5.2011. (Zu: „Gottgewimmer“).
- Buchholz, Hartmut:** „Die Welt hängt in der Schwebe“. In: Badische Zeitung, 6. 8.2011. (Zu: „Russische Zone“).
- Koneffke, Jan:** „Die Flucht auf dem Motorrad“. In: Die Presse, Wien, 12. 11.2011. (Zu: „Russische Zone“).
- Aghte, Kai:** „Kaugummi und Lebensangst“. In: Neues Deutschland, 18. 1.2012. (Zu: „Russische Zone“).
- Buchholz, Hartmut:** „In der Bildersprache geschrieben“. In: Badische Zeitung, 29. 2.2012. (Zu: „Die Weltkomödie“).
- Heftrich, Urs:** „Wie man davon lebt, ein zehn Jahre alter Junge zu sein“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 8.2012. (Zu: „Russische Zone“).
- Kolbe, Uwe:** „Keine Empfehlung. Zu Christoph Meckels Poem ‚Jasnandos Nachtlid‘“. In: die horen. 2012. H.246. S.85–88.
- Kreis, Christian:** „Literarisch gezeichnet“. In: die horen. 2012. H.246. S.265 f. (Zum druckgrafischen Werk).
- Buchholz, Hartmut:** „Zuletzt ein Dasein, aber kein Leben mehr“. In: Badische Zeitung, 24. 9.2012. (Zu: „Luis & Luis“).
- Hinck, Walter:** „Gaukler, Gefolterte, Könige und Knechte“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. 10.2012. (Zum druckgrafischen Werk).
- Buchholz, Hartmut:** „Vor den Desastern“. In: Badische Zeitung, 8. 12.2012. (Zu: „Dunkler Weltteil“).
- Parkner, Ralf:** „Notizen zu Christoph Meckel. Zur Vita Christoph Meckels“. In: Marginalien. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie. 2012. H.206. S.58–68.
- Wöhrle, Georg:** „Vom Nachteil eines Heldenlebens“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. 6.2013. (Zu dem Gedicht: „Odysseus“).
- Neubert, Sabine:** „Im Zwielficht“. In: neues deutschland, 7. 11.2013. (Zu: „Luis & Luis“).
- Rudtke, Tanja:** „Hunger, Ekel und Appetit. Franz Kafka: ‚Die Verwandlung‘, ‚Der Hungerkünstler‘ – Familien bei Tisch: Franz Kafka: ‚Brief an den Vater‘, E.T.A. Hoffmann: ‚Der Sandmann‘, Christoph Meckel: ‚Suchbild. Meine Mutter‘“. In: Dies.: Kulinarische Lektüren. Vom Essen und Trinken in der Literatur. Bielefeld (transcript) 2014. S.151–174.
- Vogt, Jochen:** „Vermischte Nachrichten aus den ‚falschen Fuffzigern‘. Generationengeschichten von Christoph Meckel, Hans Ulrich Gumbrecht, Karl Heinz Bohrer, Ursula Krechel und Michael Rutschky“. In: Ders.: Erinnerung, Schuld und Neubeginn. Deutsche Literatur im Schatten von Weltkrieg und Holocaust. Oxford u.a. (Lang) 2014. S.409–425. (Zu: „Russische Zone“).

- Delius, Friedrich Christian:** „Bildet euch bloß nichts darauf ein!“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.3.2015. (Zu dem Gedicht: „Musterung“).
- Klute, Hilmar:** „Ein Menschsein für alle“. In: Süddeutsche Zeitung, 30./31.5.2015. (Zum 80. Geburtstag).
- Bleutge, Nico:** „In der Goldstaubmühle“. In: Süddeutsche Zeitung, 11.6.2015. (Zum 80. Geburtstag und zu „Tarnkappe“).
- Tröger, Beate:** „Die Biographie ist ein Irrlicht aus echten Lügen und Widersprüchen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.6.2015. (Zu: „Tarnkappe“).
- Zingg, Martin:** „Unter der Tarnkappe“. In: Neue Zürcher Zeitung, 11.6.2015. (Zu: „Tarnkappe“).
- Buchholz, Christoph:** „Die Magie der Entstehung eines Gedichts“. In: Badische Zeitung, 12.6.2015. (Zum 80. Geburtstag).
- Titze, Marion:** „Der Geschmack der Liebe. Für Christoph Meckel“. In: Sinn und Form. 2015. H.4. S.555–557.
- pap.: „Reicher Ernst“. In: NZZ am Sonntag, 19.7.2015. (Zu: „Tarnkappe“).
- Buchholz, Hartmut:** „Zwei Seiten einer Welt“. In: Badische Zeitung, 27.7.2015. (Zu zwei Ausstellungen in Freiburg).
- Segebrecht, Wulf:** „Christoph Meckels bildkünstlerisches und literarisches Werk. Rede zur Eröffnung der Ausstellung ‚Die Bilder, die Bücher, die Bilderbücher‘ zum 80. Geburtstag des Dichters und Graphikers“. In: literaturkritik.de. 2015. Nr.8.
- Böttiger, Helmut:** „Der Traumwandler“. In: Süddeutsche Zeitung, 5.11.2015. (Zu: „Erinnerungen an Lebzeiten“).
- Hanf, Martina** (Hg.): „Chapeau, Christoph Meckel!“. Frankfurt/M. (Gutleut) 2015. (Zum 80. Geburtstag).
- Segebrecht, Wulf:** „Endlich lebt sie ganz! Christoph Meckel hat seiner Kunstfigur Clarisse mit Gedichten und Bildern ihre endgültige Gestalt gezaubert“. In: literaturkritik.de. 2016. Nr.8.
- Herzog, Winand: „Unter Augenzwang entstand der Traum. Ein begleitender Essay zum 60. Publikationsjubiläum Christoph Meckels“. Mönchengladbach (Edition Paroikia) 2016.
- Braun, Michael: „Der blaue Augenblick“. In: Badische Zeitung, 4.10.2017. (Zu: „Kein Anfang“).
- Overath, Angelika: „Roadmovie mit Ahasvers Schatten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 25.11.2017. (Zu: „Kein Anfang“).
- Bleutge, Nico: „Weit auf dem Wasser liegt ein Schiff“. In: Neue Zürcher Zeitung, 9.12.2017. (Zu: „Kein Anfang“).
- Kolbe, Uwe: „Laudatio zum Hölty-Preis 2016 für Christoph Meckel“. In: Gegenstrophe. Blätter zur Lyrik. Bd.8. Hannover (Wehrhahn) 2017. S.61–73.
- Böttiger, Helmut: „Hinterm Tuniberg beginnt das Meer“. In: Süddeutsche Zeitung, 31.1.2020. (Nachruf).

Buchholz, Hartmut: „Einer ist übrig, damit er berichte“. In: Badische Zeitung, 31.1.2020. (Nachruf).

Widmann, Arno: „Die Blicke der Toten übersehen ...“. In: Berliner Zeitung, 31.1.2020. (Nachruf).

Bleutge, Nico: „Terpentin und Tinte“. In: Süddeutsche Zeitung, 30.6.2020. (Zu: „Eine Tür aus Glas“).

Strejcek, Gerhard: „Kobolde, Elfen und Bucklige“. In: Die Presse, Wien, 11.7.2020. (Zu: „Eine Tür aus Glas“).

Buchholz, Hartmut: „Hunger nach Totalität“. In: Badische Zeitung, 29.9.2020. (Zu: „Eine Tür aus Glas“).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 15.02.2021

Quellenangabe: Eintrag "Christoph Meckel" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000386>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)